KULTUR

OÖ. HEIMATBLÄTTER

2011 HEFT 3/4

Beiträge zur Oö. Landeskunde | 65. Jahrgang | www.land-oberoesterreich.gv.at

LAND OBERÖSTERREICH

OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

65. Jahrgang 2011 Heft 3/4

Herausgegeben vom Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur

Ute Streitt: „Schande, Folter, Hinrichtung". Ein Forschungsprojekt zur Aufarbeitung der oberösterreichischen Rechtsaltertümer 147

Thomas Schwierz: Die Armen-Seelen-Löcher: Relikte einer entschwundenen Zeit 154

Thomas Schwierz: „Krampusberg", Höllstein und „Türkstetten" – Beispiele für jüngere und ältere Volksetymologie aus Gramastetten 157

Leopold Josef Mayböck: Essgeschichte(n): Die „Speiseordnungen" für das Schloss- und Meierhofpersonal Schwertberg im 17. und 18. Jahrhundert 164

Lena Radauer: Der Maler Hans Franta. Seine Linzer Jahre. Teil II: Leben und Schaffen von 1934 bis 1983 171

Wilfried Posch: Friedrich Neugebauer, die Neue Bewegung, die Hohe Schule und seine Freunde. Zum 100. Geburtstag des Schriftkünstlers 208

Camillo Gamnitzer: Zum Ableben von Prof. Dr. Harry Slapnicka 216

„WO DRÜCKT DER SCHUH? VOLKSKULTUREN ZWISCHEN TRADITION UND MODERNE". VIER REFERATE DER JAHRESTAGUNG 2011 DES OÖ. FORUM VOLKSKULTUR

Norbert Hebertinger: Traditionelle und moderne Volkskultur am Beispiel Blasmusik 217

Josef Mostbauer: Modern und ohne Moder. Einige Überlegungen zur gegenwärtigen Situation des Amateurtheaters in Oberösterreich 222

Elfriede Schweikardt: „Treu dem alten Brauch". Traditionelle Volkskultur am Beispiel des Verbandes der Heimat- und Trachtenvereine Salzkammergut 226

Siegfried Pesendorfer: Traditionelle Volkskultur am Beispiel des Freilichtmuseums Geyerhammer 229

„OÖ. FAMILIENGESCHICHTEN" – EIN SCHWERPUNKTPROJEKT 2011 DER AKADEMIE DER VOLKSKULTUR. VIER BEITRÄGE IN KURZFASSUNG

Siegfried Kristöfl: Lebensbilder als Brücken zur Gegenwart (Editorial) 232

Wolfgang Waidhofer: Karl Starlinger – Schicksalsfaktor „Musik" 234

Rosina Doppler: Johanna Schaumberger – Eine Bäuerin in Kerschbaum 239

Siegmar Lengauer: Mit siebzehn zur SS – Das Lebensdrama des Gottfried Lengauer 244

Manfred G. Martin: Wie ein „Häuslmensch" das Glück erjagen wollte 248

BUCHBESPRECHUNGEN 254

Medieninhaber: Land Oberösterreich

Herausgeber: Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur

Zuschriften (Manuskripte, Besprechungsexemplare) und Bestellungen sind zu richten an den Schriftleiter der OÖ. Heimatblätter:

Camillo Gamnitzer, Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur, Promenade 37, 4021 Linz, Tel. 0732/7720-15477

Jahresabonnement (2 Doppelnummern) € 12,– (inkl. 10 % MwSt.)

Hersteller: TRAUNER DRUCK GmbH & Co KG, Köglstraße 14, 4020 Linz

Grafische Gestaltung: Mag. art. Herwig Berger, Steingasse 23 a, 4020 Linz

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge zeichnet der jeweilige Verfasser verantwortlich

Alle Rechte vorbehalten

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Haftung

ISBN 3-85393-013-1

Titelbild:

Rechtsaltertümer der OÖ. Landesmuseen: Kleines Richtrad, Schandgeige, Schandmaske, Daumenschraube und Marktrichterstab (Beitrag Streitt)

Mitarbeiter:

Mag. Ute Streitt
Oö. Landesmuseen, Sammlung Technikgeschichte und Wehrkunde
Welserstraße 20, 4060 Leonding

Dr. Thomas Schwierz
Lichtenberger Straße 96, 4201 Eidenberg

Kons. Leopold Josef Mayböck
Lina 34, 4311 Schwertberg

Mag. Lena Radauer
Uhlplatz 5/33, 1080 Wien

Em. O. Univ.-Prof. Dr. techn. habil.
Architekt Wilfried Posch
Anton-Wagner-Gasse 20, 2352 Gumpoldskirchen

Kons. Norbert Hebertinger, MA
Oberes Brunnenfeld 23, 4722 Peuerbach

Mag. Josef Mostbauer
Kaplanhofstraße 3a, 4210 Gallneukirchen

Elfriede Schweikardt
Morchelweg 1, 4800 Attnang

HS-Dir. Siegfried Pesendorfer
Freilichtmuseum Geyerhammer,
Mühldorf 48, 4644 Scharnstein

Mag. Siegfried Kristöfl
Kremsegger Straße 59, 4550 Kremsmünster

Wolfgang Waidhofer
Stift-Schläglersiedlung 13, 4150 Berg bei Rohrbach

Rosina Doppler
Dürrau 14, 4102 Goldwörth

HR Mag. Dr. Siegmar Lengauer
Enzenwinklerstraße 15, 4060 Leonding

Mag. Manfred Gilbert Martin
Oberschlierbach 39, 4553 Schlierbach

„Schande, Folter, Hinrichtung“
Ein Forschungsprojekt zur Aufarbeitung der oö. Rechtsaltertümer

Von Ute Streitt

Rechtsgeschichte im Zeitraffer

17 Jahre Streit um ein Fass Heringe überschreibt sich nur einer der vielen kuriosen Rechtsfälle, die Heimatforscher für das 2011 in einer Sonderschau des Linzer Schlossmuseums erlebnisintensiv umgesetzte Projekt „Schande, Folter, Hinrichtung“ aus Archivmappen ans Licht gehoben haben. Andere geben Einblick in die nachtdunkle Seite der menschlichen Seele, berichten von Hochverrat, Räuberwesen, Kindsmord und sonstigen Schwerverbrechen. Bei aller Wissenschaftlichkeit der Dokumentation sind die Geschichten ausnahmslos spannend, reich an teils erschütternden Einzelschicksalen, interessanter Historie und entführen in Zeiten, die – wie schon der dicke Studienband andeutet – insgesamt eine relativ hohe Kriminalitätsrate kannten.

Faktum ist, dass Recht und Gesetz auch anno dazumal die wichtigste Basis für den Frieden im Land repräsentierten. Der Niederschlag dieser Ausrichtung im Leben der Menschen wird nachvollziehbar, wenn man vergilbte Verhörprotokolle durchblättert, Museumsobjekte betrachtet, ortsfeste Symbole (Pranger, Galgen, etc.) besucht oder sich die Hintergründe sprachlicher Überlieferungen vergegenwärtigt. Anklänge an einst klar definierte Friedbereiche sind selbst im zeitgenössischen Sprachgebrauch bzw. Alltagsverständnis vorhanden, z. B. in Bezeichnungen wie „Friedhof“ oder „Hausfrieden“.

Dem *Landfrieden* waren alle übrigen Friedbereiche untergeordnet, für seine Wahrung zuständig war der Landrichter. Der Landfrieden garantierte das geregelte Zusammenleben in einem Herrschaftsgebiet, der *Hausfrieden* jenes in Haus und Hof … Wichtig war auch der *Marktfriede,* der auf den Markplätzen mittels eines hölzernen, *Freiung* genannten Symbols (mit Schwertarm oder Fahne) rund 14 Tage vor bis 14 Tage nach der jeweiligen Marktzeit ausgesteckt blieb. Fahrende Händler und Kaufleute hatten für deren Dauer die Einhaltung von Recht und Ordnung zu gewährleisten und sich sowohl dem Hoheitsrecht (Maße, Gewichte etc.) als auch dem Strafrecht zu unterwerfen. Friedbereiche waren der hohen Gerichtsbarkeit unterstellt, die schwere Delikte mit Körperstrafen verschiedenen Grades oder mit dem Tod *(Lebensstrafe)* ahndete. Auf Eidbruch etwa stand das Abschlagen der Schwurfinger, auf Diebstahl das Abschlagen einer Hand, während bei Gotteslästerung, Majestätsbeleidigung, Zauberei, Mord oder Ähnlichem die „Lebensstrafe“ drohte. Mit geringfügigeren Delikten beschäftigte sich die niedere Gerichtsbarkeit.

Gesondert erwähnt werden muss eine spezielle Friedensform, der *Freimannsfrieden.* Der Freimann (Henker

Rechtsaltertümer der OÖ. Landesmuseen: Kleines Richtrad, Schandgeige, Schandmaske. Im Vordergrund: Daumenschraube und Marktrichterstab.

oder Scharfrichter) galt als nahezu „mystische" Figur, da er als Einziger vom 5. Gebot – Du sollst nicht töten – ausgenommen, „frei" war. Im Auftrag der Gesellschaft führte er die Folter durch und vollzog Urteile wie die schweren Körper- und Lebensstrafen. Es war der Freimannsfrieden, welcher den Henker vor Rache oder Vergeltung schützte. Dennoch galt dieser Beruf als *unehrlich* in dem Sinn, dass der Freimann außerhalb der Gesellschaft stand, Angehöriger einer sozial quasi isolierten Gruppe gewesen ist. Die Söhne mussten den Beruf des Vaters übernehmen, die Töchter wiederum durften nur in Henkersfamilien einheiraten. Hätte jemand aus der Gesellschaft einen Henker geehelicht, wäre er selbst „unehrlich" geworden. Die allgemeine Angst und latente Abscheu

vor diesem Status äußerten sich u. a. im Verbot, einen Henker zu berühren. Oft wurden Geständnisse bei Androhung der Folter schon allein deshalb freiwillig abgelegt, weil man dadurch der Gefahr entging, vom Henker angefasst zu werden …

Um sicherzugehen, dass die Richter im Land über Verbrecher und deren Taten in gleicher Weise entschieden, hatte man in der frühen Neuzeit verschiedene Gesetzestexte geschaffen. 1532 wurde in der „Carolina" die – bis dahin durchwegs willkürlich eingesetzte – Folter institutionalisiert und deren Ablauf vorgeschrieben. 1768 hatte Maria Theresia in der nach ihr benannten *Halsgerichtsordnung* Aussehen und Funktion von Folterinstrumenten definieren lassen, allerdings entsprachen die Gerichte diesen Vorgaben aus Kostengründen in der Praxis kaum. Da die „Theresiana" bereits bei ihrem Erscheinen veraltet war und u. a. noch Delikte wie das Hexenwesen enthielt, ließ Joseph II. den Text im Josephinischen Strafgesetzbuch reformieren. 1776 wurde die Folter, 1787 die Todesstrafe abgeschafft. Zu den Zeiten Napoleons, der Revolution 1848 und in den beiden Weltkriegen wieder eingeführt, sollte die Todesstrafe in Österreich erst ab 1968 endgültig Vergangenheit werden.

Stufen der Folter

Warum und in welcher Art wurde die Folter angewandt? Wann wurden Ehr- oder Schandstrafen, wann schwere Körperstrafen etc. verhängt? Die Erhellung auch dieser Fragen gehörte zu den Hauptpunkten des ab 2004 in Einzelschritten auf den Weg gebrachten Projektes.

Eröffnet hatte man jedes Verfahren natürlich mit der richterlichen Untersuchung des jeweiligen Vergehens oder Verbrechens … Bei Gewaltdelikten wie Mord wurden zunächst die Tatorte studiert und beschrieben, die Personalien der Opfer aufgenommen, Verletzungen durch Arzt und Richter untersucht, Spuren (Blut, Mordwaffe etc.) sichergestellt und Zeugen befragt. Waren zur Tatzeit Fremde in der Gegend gesehen worden, standen sie sofort auf der Liste der Verdächtigen, doch im Wesentlichen konzentrierten sich die Ermittlungen auf das persönliche Umfeld des Opfers. War ein mutmaßlicher Täter nicht auszuforschen, fertigte man genau wie heute möglichst exakte Täterbeschreibungen an. Wurde ein Verdächtiger gefasst und inhaftiert, galt folgende Direktive: Nur ein Geständnis oder die Aussage von mindestens zwei Zeugen hatten Beweischarakter. Fehlten Zeugen, setzte der Richter als Mittel der Wahrheits- bzw. Beweisfindung die Folter ein. Sie verlief in drei Stufen: Androhung (unter Vorzeigen der Folterinstrumente), Folter und verstärkte Folter. Die Folterqualen mussten dem Ausmaß der Strafe, die abhängig vom Delikt war, jedoch angemessen sein, durften dieses nicht überschreiten, denn die Tortur war ja keine Strafe, wie das heutige Wort „Folterstrafe" fälschlich suggeriert.

Bei der Urteilsverkündung lag das Stadtrichterschwert auf dem Tisch vor dem Richter, der den Richterstab währenddessen in der rechten Hand hielt. Hatte er eine Lebensstrafe verhängt, also eine solche, bei welcher der Scharfrichter den Delinquenten vom Leben zum Tod befördern musste, wurde der Stab gebrochen und das Urteil nach Henkersmahlzeit und Beichte vollstreckt. Das

Stadtrichterschwert, kostbarer Repräsentationsgegenstand und wohl auch Vorbild für die hölzernen Freiungen (s. o.), pflegte man nach der Gerichtssitzung seiner Bedeutung gemäß wieder im Rathaus oder in der Wohnung des Richters aufzubewahren.

Hängen, Köpfen, Rädern …

Bevorzugte Hinrichtungsarten waren das Köpfen und das Hängen, im Extremfall das Rädern. Das Hängen galt als unehrenhafteste Lebensstrafe, wurde aber mehrheitlich angewandt, da es die kostengünstigste war. Höheren Bevölkerungsschichten war das Köpfen „vorbehalten". Gerädert wurden vor allem männliche Mörder, die man hiezu mit gestreckten Gliedmaßen und unter die Gelenke geschobenen „Unterlagshölzern" auf dem Boden anpflockte. Von dieser grausamsten Hinrichtungsmethode gab es zwei Arten; das Rädern von unten und das Rädern von oben. Letzteres war noch die gnädigere Variante, denn mit Hilfe des Rades wurde zunächst ein gezielter Schlag auf Brust und Hals ausgeführt, der Verurteilte mithin rasch bewusstlos oder tödlich verletzt. Erst dann schlug man mit dem Rad alle Gelenke durch. Im anderen Fall dürften die Qualen unvorstellbar gewesen sein, da der Scharfrichter die Gelenke ausgehend von unten der Reihe nach zertrümmerte und erst zum Schluss den erlösenden, tödlichen Schlag setzte. War ein Mensch solcherart „gebrochen", wurden seine Gliedmaßen an bzw. in das Rad geflochten und dieses auf einer weithin sichtbaren Anhöhe aufgestellt – zur Abschreckung. Am Rad noch Lebende starben langsam durch Durst, die furchtbaren Verletzungen, durch Vögel, durch Sonne, Wind und Wetter … Jeder Hingerichtete verblieb solange auf dem Richtplatz, wie es im Urteil bestimmt war. Die Abnahme konnte sofort nach Eintritt des Todes, aber auch erst Jahre später geschehen.

Wenngleich die gesamte Habe des Delinquenten in den Besitz der Scharf-

Richtschwert

richter überging, benötigten diese noch zusätzliche Einkommensquellen, weil Exekutionen für gewöhnlich nicht an der Tagesordnung waren. Oft arbeiteten Henker zwischendurch als „Abdecker" in der Tierkörperverwertung und nützten auch den Aberglauben der Menschen geschickt für sich aus, indem sie die Seilschnüre vom Galgen in kleine Stücke schnitten, silbern einfassten und als Schutzamulette verkauften. Selbst die Körper Hingerichteter waren vor schauerlichen Zugriffen nicht gefeit: So wurden Finger oder Penisse abgeschnitten, von Brauern gekauft und nicht selten in Bierfässer gehängt, damit der Gerstensaft eine „schöne Färbung" erhielt, „besonders wohlschmeckend" und „gut haltbar" wurde. (Dezidiert konnte ein derartiger Fall für Freistadt nachgewiesen werden). Auch Mediziner setzten auf die „Heilkraft" solcher Körper. Wüssten mehr Leute darum, meinte etwa Paracelsus, dann würde wohl kein Leichnam drei Tage an der Hinrichtungsstätte verbleiben …

Schwere Körperstrafen waren mit einer *Brandmarkung* verbunden, die automatisch die gesellschaftliche Ausgrenzung des Verurteilten zur Folge hatte. So waren z. B. vom Richtbeil Verstümmelte schon von weitem als Schwerverbrecher kenntlich … Wurde eine Lebensstrafe ausgesetzt und der Delinquent begnadigt, versah man ihn „alternativ" mit einem Brandzeichen, das unterschiedliche Form haben, das Wappen des zuständigen Landgerichtes oder die ursprünglich vorgesehene Hinrichtungsart darstellen konnte. Im historischen Roman „Die vier Musketiere" wiederum wird Madame de Winter mit einer Lilie auf der Schulter gebrandmarkt …

Ehr- und Schandstrafen

Sozial integrativer Natur waren *Ehr- und Schandstrafen.* Bei der Urteilsverkündung wurde der Stab hier nicht gebrochen, sondern milderer Ersatz in sehr vielfältiger Weise verhängt: Für gefallene Jungfrauen gab es Bußrosenkränze, für klatschende Frauen Schandmasken (das Äquivalent für Männer nannte man „Sauschädel" oder –„Rüssel"), für streitsüchtige Frauen Schandgeigen u. v. m. Ein kurioses Exponat zur Strafvollzugsgeschichte beherbergen die OÖ. Landesmuseen in Gestalt der „Marchtrenker Wiege"; sie soll von einem findigen Richter (Kötzinger) im gleichnamigen Ort in Auftrag gegeben worden sein. Zänkische Ehepaare wurden, gewickelt wie Kleinkinder, in die überdimensionale Hutsche hineingelegt und so öffentlich der Lächerlichkeit preisgegeben. Eine andere Version besagt, dass die Wiege im Wirtshaus Aufstellung fand und man dort symbolisch für die Eheleute lebensgroße Strohpuppen verwendete. Paare hätten sich nämlich mittels einer spendierten Wirtshausrunde von der Schande freikaufen können. Jedenfalls bestand nach verbüßter Ehr- und Schandstrafe die Möglichkeit zur normalen Rückkehr in die Gesellschaft.

Zeugnissen heimischer Rechtsgeschichte, Galgen, Prangern, Urlauberkreuzen, Gerichtshäusern, Verliesen usw. begegnen wir auf Schritt und Tritt. Mitunter verweisen Haus- oder Flurnamen wie Galgenberg, Schörgenhub und dergleichen auf die ehemalige Bedeutung. Selbst unsere Sprache ist davon durchdrungen, auch wenn die Herkunft vielfach aus dem allgemeinen Bewusstsein gerutscht ist, so z. B. bei den Redewendungen „Lass mich nicht hängen"

Marchtrenker Wiege

oder „Jemanden festnageln". Sogar in Küche und Keller hat rechtsgeschichtliches Vokabular Eingang gefunden; wir verspeisen Rauberbraten, Wamperlstecherl, Scheiterhaufen oder „Spitzbuben", trinken Cocktails wie Law's Flip oder Bloody Mary. Und auch die Namen mancher Kinderspiele wie „Hang-Man" gemahnen an die verbreitete Gedankenlosigkeit unseres Umgangs mit überkommenen Begriffen aus Recht und Gesetz, Folter und Strafe.

Kerndaten zum Projekt

Ausgangspunkt des Projekts war die respektable rechtshistorische Sammlung der OÖ. Landesmuseen. Überlegungen der Autorin, heimische Rechtsaltertümer auf der Grundlage dieser Kollektion zentral zu sichten, zu registrieren und zu erfassen, mündeten in ein dreiphasiges Realisierungsprogramm.

Phase eins galt der Erfassung und Bestandsaufnahme mobiler und nicht mobiler Rechtsaltertümer in oö. Museen, Privatsammlungen, Märkten und Städten. Zur Mitarbeit eingeladen wurden auch Personen und Fachleute, die auf diesem Gebiet bereits geforscht oder publiziert hatten.

Die zweite Phase, die eigentliche Forschungstätigkeit, startete mit einem Treffen im April 2005. Vier Arbeitsgruppen formierten sich, und zwar „Objekt im Museum", „Feldforschung", „Archivarbeit" und „Literaturrecherche". Die Aufteilung sollte gewährleisten, dass jedes ausfindig gemachte Dokument oder Objekt in Bild und Text festgehalten und der Steckbrief durch spezifische Literatur ergänzt wird.

In der dritten Phase wurde das zusammengetragene Material ausgewertet und für die Publikation wissenschaftlich aufbereitet. Das Ergebnis war – neben einem eigenen Buch – der eingangs genannte Studienband, dessen besonderes Merkmal eine Vielzahl hochinformativer Beiträge ist; Verfasser sind sowohl

Universitätsprofessoren als auch leidenschaftlich forschende „Laien", eine überaus effiziente Mischung, die Schule machen sollte …Die Reaktionen zeigten bald, dass hier ein Pilotprojekt mit Mustercharakter für ganz Österreich im Heranwachsen war. Kooperative Unterstützung kam von wissenschaftlichen Institutionen und namhaften Forscherpersönlichkeiten aus vielen Bundesländern.

Darüber hinaus wurde die Idee einer umfassenden *Bild-Datenbank* geboren, die allen Projektkategorien gerecht werden sollte. In ihren Anfängen von den Projektmitgliedern auf die einzelnen Anforderungen hin theoretisch konzipiert, vom Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Krems umgesetzt und letztlich von den einzelnen Heimatforschern überprüft, hat diese Datenbank inzwischen beachtlichen Umfang erreicht. Die rasch notwendig gewordene genauere Auseinandersetzung mit der sehr spezifischen Terminologie des rechtshistorischen Fachgebietes mündete in ein eigenes *Glossar*. Dem vorliegenden Studienband wurde eine DVD beigelegt, auf der das Glossar, gemeinsam mit einer Bibliographie zur Rechtsgeschichte, bereitgestellt wird. Seit Juni 2011 sind die Fachbegriffe auch im Internet abrufbar; die Datenbank dazu wird laufend erweitert. Die Bibliographie ist unter http://www.landesmuseum.at (Sammlungen/Kultur/Rechtsaltertümer) ebenfalls im Netz abrufbar und wird desgleichen permanent aktualisiert bzw. ergänzt. Die Unterlagen befinden sich im Mühlviertler Schlossmuseum Freistadt.

Da sich das Projekt „Schande, Folter, Hinrichtung" als Langzeitvorhaben versteht, sind Beteiligte und Interessenten freundlich zu weiterer Mitarbeit aufgerufen. Informationen (zu Schandmasken, Schandgeigen, Richtschwertern, Richträdern, Fuß- und Handketten, Halsringen, Bußrosenkränzen etc.) nimmt die Autorin und Projektleiterin Mag. Ute Streitt, OÖ. Landesmuseen, Abteilung Technikgeschichte und Wehrkunde, Welserstraße 20, 4060 Leonding, Tel: +43 (0)70 674256 DW 102, Fax DW 160, Email: u.streitt@landesmuseum.at, jederzeit entgegen. Informationen zu archivischen Dokumenten (historische Prozessakten, Biographien von Verurteilten und Richtern/Henkern, Aufzeichnungen über die Anfertigung von Rechtsgegenständen usw.) werden von Konsulent Josef Weichenberger, OÖ. Landesarchiv, Anzengruberstraße 19, 4020 Linz, gesammelt. Fortgesetzt wird auch die Bestückung der Datenbanken; Infos hierzu an das Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Körnermarkt 13, 3500 Krems.

Fotos: Ernst Grilnberger

Die Armen-Seelen-Löcher: Relikte einer entschwundenen Zeit

Von Thomas Schwierz

Nachfolgend soll eine Besonderheit unter den vor allem ländlichen Kleindenkmälern vorgestellt werden, die an alten Häusern bzw. Gehöften mittlerweile nur noch selten anzutreffen und in ihrer Bedeutung selbst Experten kaum bekannt ist. Es handelt sich um die sogenannten „Armen-Seelen-Löcher" – zirka zehn mal zwanzig Zentimeter große, meist hochgestellte Wanddurchlässe knapp unter der Decke, die vom Vorhaus neben der Haustür oder von der Stube aus ins Freie führen. Als den Bewohnern die Bewandtnis dieser luftigen Öffnungen abhanden gekommen war, wurden die Luken vielerorts einfach zugemauert und mit kleinen Fenstern oder Glasziegeln versehen.

Der Wiener Publizist und Amateurarchäologe Karl Lukan beschrieb jenes volkskundlich interessante Detail vor mehr als dreißig Jahren anhand von Beispielen aus dem Waldviertel: „Unterhalb des Osterberges bei Altenmarkt im Yspertal stehen in stiller Einsamkeit einige Häuser, deren Schlafstuben nicht nur Fenster haben, sondern außerdem ein viereckiges Loch, … das nur einem Zweck dient: Es soll der Seele eines in der Schlafkammer Verstorbenen Ausgang gewähren." Lukan, damals vom Altenmarkter Pfarrer und Heimatforscher Hans Wick auf diese Eigenheit hingewiesen, zog eine eventuell gewagte Parallele zu den Kammergräbern der Megalithkultur, die mit gelochten Verschlusssteinen ausgestattet waren.[1]

Bauernhaus „Wirt in Hals", Gramastetten: Armen-Seelen-Loch in der Stube neben der Uhr.

Aber nicht nur im Waldviertel trifft man noch vereinzelt auf Seelenlöcher. Im Mühlviertel wurde ich, gleich unweit der Landeshauptstadt, in kurzer Zeit auf mehrere derartige Kleindenkmäler aufmerksam.

[1] Lukan K., Herrgottsitz und Teufelsbett. Wien 1979. S. 55.

Danschlmayrhäusl in Eidenberg: Armen-Seelen-Loch neben der Haustür.

Köpplmayr-Häusl in Lichtenberg mit Armen-Seelen-Loch neben dem Eingang.

Sehr gut erhalten ist das Seelenloch am schon etwas baufälligen Bauernhaus „Wirt in Hals“ in der Gemeinde Gramastetten. Die Öffnung, im Winter mit Tüchern verstopft, führt von der Stube nach draußen.[2] Das Alter des Hausstocks ist ungewiss, erstmals urkundlich erwähnt findet sich das Anwesen in einem Urbar des Stiftes Wilhering aus dem Jahr 1287.[3] Die Anfänge der Gastwirtschaft sind urkundlich auf 1703 datiert, wann der Gastbetrieb eingestellt wurde, geht aus den Archivalien nicht hervor.[4] Der Hausname erinnert noch an die einstige Wirtsstätte.

Ein weiteres Seelenloch zeigt das bereits seit längerem unbewohnte Ausnehmerhäusl des Bauernhofes „Danschlmayr“ in Eidenberg. Hier ist die Öffnung neben der Haustür ausgespart.

Ganz ähnlich verhielt es sich beim Ausnehmerhäusl des Bauernhofes „Köpplmayr“ in der Ortschaft Mühlberg in der Gemeinde Lichtenberg; da das kleine Gebäude – geraume Zeit Wohnstatt des Gesindes – zuletzt als Wochenenddomizil vermietet war, hatte man das Seelenloch neben der Eingangstüre mit einem Glasziegel verschlossen.[5] Im August 2011 trugen die Besitzer das alte Gemäuer ab, um Platz für ein neues Auszugshäuschen zu schaffen.

Da und dort schreibt lokaler Volksglaube „Austrittsöffnungen für die Seelen Verstorbener“ übrigens nach wie vor generell Sinn und Bedeutung zu. Ein Exempel aus Gramastetten:

Beim Bauernhaus „Lehner zu Türkstetten“ hatte über dem steinernen Türsturz des alten Wohngebäudes eine kleine Luke ins Freie geführt, die im Sommer von den Schwalben zum Durchflug genützt wurde. Es war das „Armen-Seelen-Loch“. Nachdem die Bauernfamilie längst in den neuerrichteten Wohntrakt übersiedelt und das alte Wohnhaus einer Maschinenhalle gewichen war, starb an einem kalten Jännertag des Jahres 2001 die Altbäuerin. Der Überlieferung nach wies der Altbauer seine Tochter daraufhin an, das Zimmerfenster, trotz der eisigen Außentemperatur, eine Weile „für die Seele offen zu halten“.[6]

Anm.: Die Fotografien stammen vom Autor.

---

2 Mitteilung von Karoline Kaiser und Josef Hackl.
3 OÖLA: OÖ. Stifts-Urbare III, 369, n. 37.
4 OÖLA: Bibl. 11.182. Pertlwieser M., Der adelige Sitz Hals – die Wirtshofstatt am Hals.
5 Mitteilung der Besitzer.
6 Mitteilung von Anna Lehner, Gramastetten.

„Krampusberg“, „Höllstein“ und „Türkstetten“

Beispiele für jüngere und ältere Volksetymologie aus Gramastetten

Von Thomas Schwierz

Über die Jahrhunderte unterliegt auch das Medium Sprache einem steten Wandel. Der Dialekt verschleift Silben, Namen verändern sich, bis niemand mehr ihre eigentliche Bedeutung kennt. Aus dem Bedürfnis heraus, Begriffe zu verstehen, werden Wörter nach und nach so abgeändert, dass sie jeweils gängigen Bezeichnungen entsprechen, selbst wenn die angestammte Bedeutung dabei verschüttet wird und verloren geht. Dieses Phänomen lässt sich bis in unsere Zeit herauf beobachten. Mittlerweile ist das Ergründen ursprünglicher Begriffsformen und -Inhalte jedoch ein spezielles Feld der etymologischen Forschung. In diesem Artikel wird drei Flurbezeichnungen aus der Mühlviertler Marktgemeinde Gramastetten nachgegangen, die in der heutigen Schreibweise den eigentlichen Sinn verloren haben.

„Krampusberg“

Der vom Markt Gramastetten nach Südwesten zum Sagraben hin abfallende Berghang wird heute als „Krampusberg“ bezeichnet. Auf einem den Hang hinabführenden Weg, ebenfalls „Krampusberg“ genannt, gelangt man beim sogenannten Lenzhäusel über eine alte Brücke auf die andere Seite des Sagrabenbaches. Die ursprüngliche Bezeichnung für den Berg, wie sie älteren Gramastettnern noch geläufig ist, lautete „Grampasberg“. Da man sich auf diesen überlieferten Namen keinen Reim zu machen vermochte, änderte man die Schreibweise kurzerhand auf die verständlichere Version „Krampusberg“ ab und ließ sie so auch in die Gemeindekarte drucken. Um nun dem Geheimnis des alten Namens auf die Spur zu kommen, müssen wir weit, sehr weit ausholen:

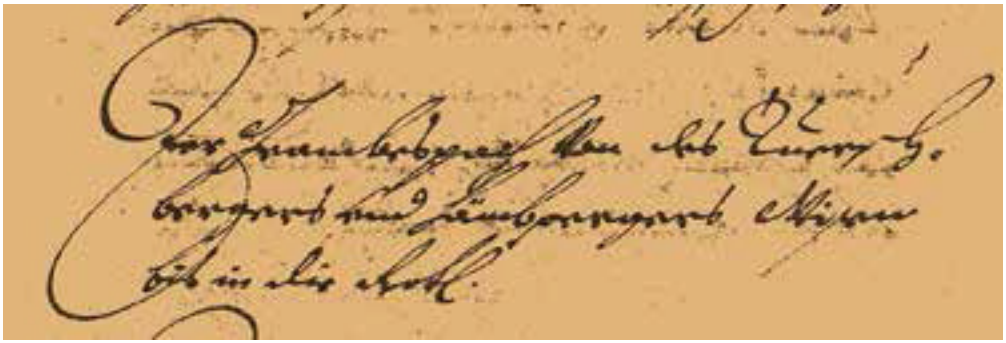
Wie aus Steinbeilfunden zu schließen, waren die Höhenrücken über der Rodl schon zur Zeit des Neolithikums bewohnt.[1, 2] Die systematische Besiedelung begann jedoch erst vor etwa tausend Jahren. Im Donautal, das aufgrund seines günstigeren Klimas und der besseren verkehrstechnischen Bedingungen seit alters her als Siedlungsraum diente, kristallisierten sich im Laufe der Jahrhunderte einflussreiche Familien heraus, aus denen die späteren Adelsgeschlechter hervorgingen. Diese Familien waren es, die um 1000 n. Chr. das Hinterland über der Donau, das Mühlviertel, untereinander in Rodungsstreifen aufteilten.[3] Das Gebiet zwischen Haselgraben und kleiner Rodl erhielt die Familie der Wilheringer, ein adeliges Geschlecht, das seinen Sitz in der heutigen Ortschaft Ufer

---

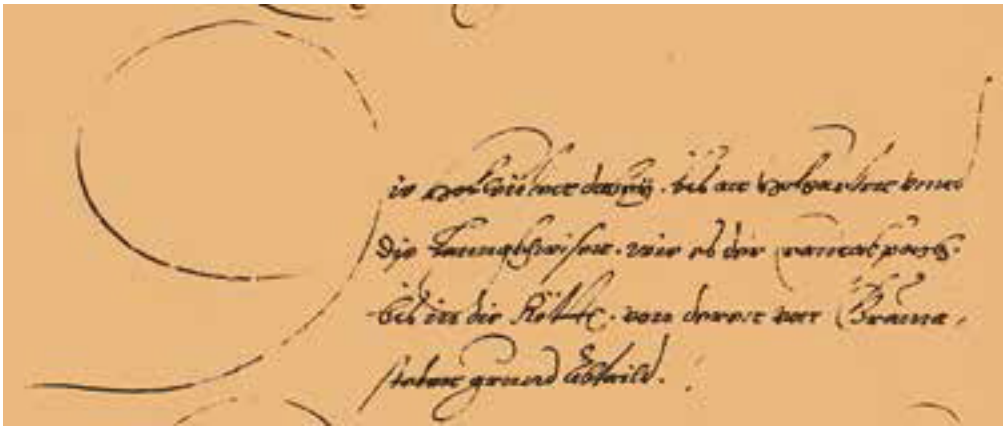
1 Schwierz T., Spuren vergangener Zeiten. Geschichtliche Zeugnisse und Geschichten aus Gramastetten. Gramastetten 2005, S. 58–76.

2 Schwierz T., 900 Jahre Gramastetten. Gramastetten 2009, S. 39–49.

3 Schwierz T., 900 Jahre Gramastetten. Gramastetten 2009, S. 68–69.



Ausschnitt aus der Auflistung der Fischwässer im Urbar des Hanns Aschpan zu Liechtenhag, 1569: „Der Grambespach von des Durstbergers und Hämpbergers wisen bis in die Rotl." (Bearbeitete Reproduktion von LAFR)



Ausschnitt aus der Beschreibung des Zugehörigkeitsbereiches im Urbar der Herrschaft Eschelberg und Lichtenhag, 1669: „Die Hofgüter dabey . bis an Hofgarten vnnd Hanngwisen . wie es der Gramaspach . bis in die Röttl . von derer von Gramastetergrund abteild." (Bearbeitete Reproduktion von LAFR)

an der Donau gegenüber von Puchenau hatte. Diese Grundherren riefen Siedler ins Land, um den Boden urbar zu machen, bebauen zu lassen und letztlich Erträge zu erwirtschaften.[4] Im Zuge dieser Siedlungstätigkeit entstand um das Jahr 1000 n. Chr. Gramastetten. In der Gründungsurkunde der Pfarre Gramastetten vom 18. September 1110 wird der Ort erstmalig urkundlich erwähnt als „Grimhartesstettin", was „die Stätten des Grimhard" bedeutet. Die Mehrzahl „Stetten" besagt, dass gleichzeitig mehrere Häuser auf der Kuppe über der Rodlschlucht gebaut wurden, d. h. eine geplante Siedlung entstand. Grimhard, von dem wir lediglich den Namen kennen, dürfte der Leiter des Siedlungstrupps oder der Dorfälteste gewesen sein.[5, 6]

---

4 Schwierz T., 900 Jahre Gramastetten. Gramastetten 2009, S. 80–81.

5 Schwierz T., 900 Jahre Gramastetten. Gramastetten 2009, S. 81.

6 OÖLA., OÖUB II. XCII.

Grimhard wählte als Ort für die Siedlungsgründung den hohen Bergrücken über der Rodl, der nur von einer Seite her offen ist. An den anderen drei Seiten schützen die Rodlschlucht und der Sagraben die Felskuppe. Die Leute werden damals gesagt haben, dort oben liegen die Stätten des Grimhard, also des „Grimhards Stetten". Wie aber bezeichneten sie den Berg, auf dem sich Grimhard niedergelassen hatte? Der felsige Nordabbruch über der finsteren Rodlschlucht war für die Siedler schwer nutzbar. Von Bedeutung für die damaligen Menschen wird eher die leichter zugängliche, sonnige Südseite des Berghanges gewesen sein. Und darüber hinaus gibt es am Fuße dieses Gramastettner Berges Wasser: Hier fließt ein Bach zur Rodl hin, der Sagrabenbach.

In einem Urbar des Hanns Aschpan zu Liechtenhag und Wimsbach aus dem Jahre 1569 findet man die Bezeichnung „Gramaspach" für den Sagrabenbach.[7, 8]

Und genau hundert Jahre später bezeichnete 1669 ein Urbar der Herrschaft Eschelberg und Lichtenhag den selben Bach als „Grambespach".[9, 10] Wenn man sich vor Augen hält, dass Gramastetten im Lehenbuch des Königs Ladislaus Postumus für Österreich ob der Enns 1453–1457 bereits als „Gramensteter pfarr" und im Schaunberger Urbar von 1526 als „Gramatstetten" und „Gramastetten" bezeichnet wurde,[11] liegt es nahe, dass nicht nur des Grimhards Stetten nach ihrem Gründer bezeichnet wurden, sondern auch der Bach „des Grimharts Bach" hieß und folglich auch die Bezeichnung für den Berghang zwischen Wasserstelle und Siedlung „des Grimhards Berg" lautete. Aus des „Grimhards Stetten" wurde „Gramastetten", aus „Grimhards Bach" Grambespach" und aus „Grimhards Berg" wohl „Grambesberg".

Wie im aktuellen Namen „Gramastetten" schwingt auch im Begriff „Krampusberg" ein verborgener Rückbezug auf den Ahnherrn des Ortes, doch alles das weiß kaum jemand mehr. Die Bezeichnung „Krampusberg" für den Gramastettner Berg, über den man vom Bach zu den Wohnstätten gelangte, bedeutet sinngemäß und in die Gegenwart übertragen nichts anderes als „Grimhardsberg".

Und der heutige „Sagrabenbach"? – Im Josephinischen Lagebuch des Jahres 1787 scheint das Gewässer bereits als „Bachschusterbachl" auf und trägt dort die topografische Nummer 950.[12]

---

7 OÖLA., Schiffmann K., Historisches Ortsnamen-Lexikon des Landes Oberösterreich. 1. Bd., S. 369.

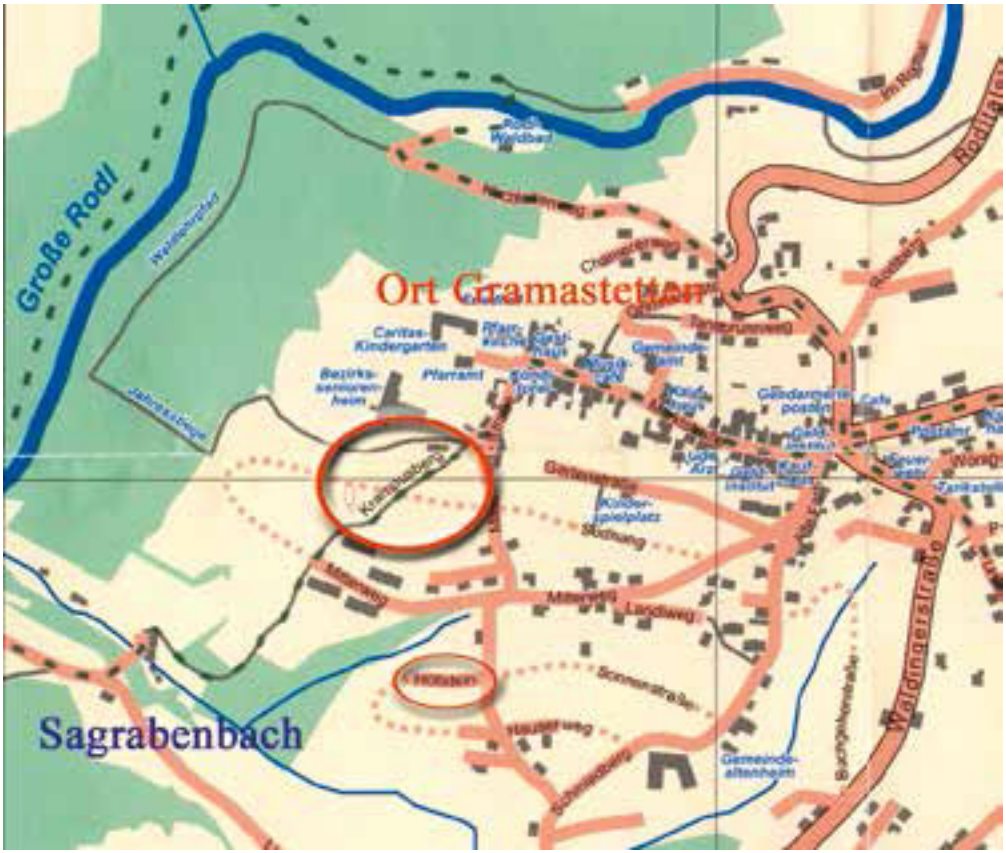
8 OÖLA., LAFR 957. Urbar Herrschaft Wimsbach 1569. fol. 165.

9 OÖLA., Schiffmann K., Historisches Ortsnamen-Lexikon des Landes Oberösterreich. 1. Bd., S. 369.

10 OÖLA., LAFR 320. Urbar der Herrschaften Eschelberg und Lichtenhag 1669. S. 33.

11 OÖLA., Schiffmann K., Historisches Ortsnamen-Lexikon des Landes Oberösterreich. 1. Bd., S. 369.

12 OÖLA., Josephinisches Lagebuch KG Gramastetten. Flurbeschreibung VII „Underfeld" und IX „Bachberg", Numerus topographicus 950.



Ausschnitt aus der Karte der Marktgemeinde Gramastetten (1:7500): Der Krampusberg zwischen dem Ort auf der Bergkuppe und dem Sagrabenbach sowie die Höllsteinstraße sind mit roter Umrandung hervorgehoben.

1110	1526 bzw. 1569/1669	heute
Grimhartesstettin	Gramatstetten/Gramastetten	Gramastetten
Grimhartesberg	*Gramasberg/Grampasberg*	Krampusberg
Grimhartesbach	Gramaspach/Grambespach	

Tabelle: Aus der Zusammenschau der urkundlich belegten Namen für Ort, Bach und Berg wurden die fehlenden Bezeichnungen in Kursivdruck ergänzt.

„Höllstein“

Am Fuße des Krampusberges trifft man auf einen Felsen, unter dem sich eine kleine Höhle befindet. Diese hat dem Stein zu seinem Namen verholfen. Das Josephinische Lagebuch nennt 1787 zwei Ackerparzellen, die „Höhlsteinluß“

Der Zugang zur Höhle unter dem „Höllstein". *Foto: Schwierz*

und „Höhlsteinlandl" hießen.[13] Irgendwann geschah es, dass die Bezeichnung für den Felsen missverstanden und der Stein mit der Hölle in Verbindung gebracht wurde. Kinder mahnte man, dort nicht zu spielen, denn es sei gewiss, dass sich unter dem Felsen der Teufel aufhalte.[14] Der Name „Höllstein" wurde amtlich und fand als „Höllsteinstraße" Eingang in die aktuellen Straßenbezeichnungen.

„Türkstetten"

Ortschafts- und Siedlungsnamen prägten in früheren Zeiten meist die Nachbarn, denn die unmittelbaren Bewohner brauchten und verwendeten solche nur selten. Sie sagten einfach „bei uns daheim",[15] und jeder war im Bilde.

Lautmalerisch-aussprachebedingte Verfremdung stand auch der Entstehung der Gramastettener Ortschaftsbezeichnung „Türkstetten" Pate, die mit den Türken in Wahrheit rein gar nichts zu tun hat, vielmehr mit den Wohnstätten (bzw. mit der Wohnstätte) eines ansässigen Siedlers namens Duringus".[16]

---

[13] OÖLA., Josephinisches Lagebuch KG Gramastetten. Numerus topographicus 353, 355.

[14] Schwierz T., Spuren vergangener Zeiten. Geschichtliche Zeugnisse und Geschichten aus Gramastetten. Gramastetten 2005, S. 23.

[15] Schiller L., Zur Geschichte der Pfarre Gramastetten. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, Band 13. Rohrbach 1929, S. 65.

[16] Schiller L., Zur Geschichte der Pfarre Gramastetten. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, Band 13. Rohrbach 1929, S. 65.

Urkunde von 1180. Der Schriftzug „duringensteten" aus der Mitte des Textes ist links unten vergrößert dargestellt. *Foto: Schwierz*

Aus einer Urkunde des Jahres 1180 erfahren wir mit Arnold nicht nur erstmals den Namen eines Gramastettner Pfarrers, sondern finden auch die erste urkundliche Erwähnung der Siedlung.[17] Pfarrer Arnold erteilte in besagtem Dokument seine Zustimmung, dass das Stift Wilhering den Zehent in Scharten (Bauernhaus Schartner) und Arbenberch (Amberg) vom Passauer Bischof Dietpold übernehme und dafür einige Besitzungen in „Duringensteten" an Passau gebe.[18, 19] Und da man Namen einst generell so aufzuschreiben pflegte, wie man sie gerade hörte, ließ die Phonetik den Siedler Duringus im Lauf der Jahrhunderte eben allmählich zum „Türken" mutieren.

[17] Schwierz T., 900 Jahre Gramastetten. Gramastetten 2009, S. 100.

[18] Schiller L., Zur Geschichte der Pfarre Gramastetten. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, Band 13. Rohrbach 1929, S. 81.

[19] OÖLA., OÖUB II. p. 368 CCLII 1180.

Essgeschichte(n): Die „Speiseordnungen“ für das Schloss- und Meierhofpersonal Schwertberg im 17. und 18. Jahrhundert

Von Leopold Josef Mayböck

Einleitung

Dass Essen *Leib und Seele* zusammenhält, das wussten schon unsere Vorfahren, selbst wenn ihnen der sublime Doppelsinn dieses geflügelten Wortes verborgen blieb: Nahrungsaufnahme ist ja die, im Idealfall lustbesetzte, Einleitung jenes segensvollen biochemischen Verbrennungsvorgangs, bei dem Materie buchstäblich in Energie umgewandelt wird … Abseits solch wissenschaftlicher Detailerkenntnis nachstehend eine kleine Exkursion zu „Speisezettel und Essgewohnheiten“ des ländlichen Durchschnittsverbrauchers früherer Tage, festgemacht am Beispiel der Mühlviertler Schlossherrschaft Schwertberg, genauer an den Speiseordnungen für das dortige Gesinde im 17. und 18. Jahrhundert.

Küche im 16. Jahrhundert. Holzschnitt von Giovanni Rossellis

Schloss und Meierhof: Historischer Kurzsteckbrief

Schloss Schwertberg wurde im letzten Drittel des 13. Jh. durch die Herren von Kuenring samt Meierhof/Bauhof am rechten Ufer des Aistflusses errichtet. Als Leheninhaber und Verwalter saß die Ritterliche Familie Öder auf diesem Wehrbau, ihm gegenüber lag der Regensburger Markt Schwertberg, der zur Burgherrschaft Windegg gehörte.[1] Ein Urbar aus 1556 weist dann die Herrschaft als Besitz des Edlen und Ehrenwerten Wolf von Tannberg aus,[2] gepachtet hatte den Wirtschaftshof damals Stefan Aigner von Hochreith. Der Bestandsbrief beschreibt den Meierhof als gemauertes Objekt mit gewölbten

[1] Mayböck, Leopold: Geschichtsblätter Bd. 1. Arbeitskreis Windegg 1987, 145.

[2] OÖLA. HA. Schwertberg HA. Nr. 4.

Ross- und Viehställen, Getreidekasten und Stadeln, einer Wagenhütte und gemauertem Waschhäusel. An Baufeldern und Äckern umfasste die Liegenschaft 70 Tagwerk [ein Tagwerk = 2500 bis 3000 Quadratmeter], an Wald 43 und an Wiesen 41 Tagwerk, ferner fünf Tagwerk Gärten mit vielen Obstbäumen, einen Küchengarten, Weingarten sowie u. a. einen Fischteich. Stefan Aigner musste jährlich 18 Gulden Pacht entrichten und die Herrschaft mit Milch und Rahm beliefern, der Pfleger hatte Anspruch auf Futter und Streu für ein Pferd, zur Versorgung seiner Familie bezog er die Milch, den Rahm und die Butter von zwei Kühen, zudem jährlich zwei Schweine. Die Früchte aus den Obst- und Pelzgärten waren Eigentum des Herrn von Tannberg, der zur kostenlosen Verrichtung der „nötigen Fuhren für die Schlossbewohner" verpflichtet war.[3]

Reichsgräfliche Speiseordnung für die Schloss- und Meierleute (1659)

1659/60 zählte man am Meierhof der Herrschaft Schwertberg achtzehn Beschäftigte; den Meier und die Meierin, den Hofpfisterer (Bäcker), den Torwartl, den Gärtner, eine junge Köchin und das „Küchenmensch", einen Oberknecht, zwei Knechte bei den Füllen, zwei Stutenknechte, einen Ross- und einen Ochsenknecht, einen Knecht ohne benannte Zuständigkeit, den Schweinejungen und zwei Mägde.[4] Hinzu kamen noch die Kinder des Verwalterpaars sowie jene des Bäckers und des Gärtners. Eine stattliche Schar also, die täglich verköstigt sein wollte.

Für die Schloss- und Meierleute hatte Reichsgraf Heinrich Wilhelm von Starhemberg als neuer Eigner der Herrschaft Schwertberg/Windegg und Hart am 20. August 1659 eine verbindliche Speiseordnung erlassen, die sich auf die gesamte Woche erstreckte und eher ernüchternde Schlaglichter auf die Bescheidenheit des kulinarischen Durchschnittsangebots im ländlichen Raum von anno dazumal wirft.

In der Frühe gab's entweder eine Suppe oder warme Milch, dazu Brot, das zu allen Mahlzeiten gereicht wurde; als Getränk diente hauptsächlich Wasser, hin und wieder auch ein wenig Bier. Die eintönige, von Kraut- und Rübengerichten dominierte Alltagskost wurde nur zu den Feiertagen durch eine bessere und reichhaltigere ersetzt:[5]

Montag: zu Mittag Knoden (Knödel), dazu Kraut und etwas Milch;
am Abend Suppe mit Rüben und Milch.

Dienstag: zu Mittag Fleisch mit Kraut (Krautfleisch) und etwas Milch;
am Abend je nach Jahreszeit frisches oder gedörrtes Obst, manchmal auch Rüben und etwas Milch.

Mittwoch: zu Mittag Prein oder Koch, es konnte aber auch Kraut und etwas Milch sein;
am Abend Suppe oder Spält-Rüben mit etwas Milch.

Donnerstag: zu Mittag Fleisch mit Kraut und Milch;
am Abend Suppe, eingekochte Rüben und Milch.

Freitag: zu Mittag gedörrtes Obst oder einen Erbsenbrei (Arbeis), manchmal auch Kraut und etwas Milch.

---

[3] OÖLA. HA. Schwertberg HA. Akten II/3.

[4] Grüll, Georg: Die Herrschaften Schwertberg-Windegg und Hart, Manuskript – Maschinenschrift 1949, im Besitz des Verfassers, 75.

[5] OÖLA. HA. Schwertberg Aktenband Nr. 65.

Der Meierhof beim Schloss Schwertberg um 1674. Zeichnung nach G. M. Vischer

Samstag: zu Mittag Gerstenknödel oder Nocken, dazu Kraut und Milch; am Abend eine Suppe mit Rüben oder gedörrtes Obst.

Sonntag: zu Mittag Fleisch und Kraut, danach saure Milch (Buttermilch); am Abend eingebrannte Suppe, gekochte Rüben und danach eine saure Milch.

Die Palette der Süß- und Nachspeisen umspannte immerhin Honiglebkuchen, Krapfen oder Mohngerichte sowie allerlei Obstsorten je nach Saison (Kirschen, Zwetschken, Süßbirnen, Äpfel u. a.).

Kraut: althochdeutsch *„krut"*. Dieses nutzbare Gewächs wurde in verschiedensten Sorten angebaut; Steinkraut, Apfelkraut und Rübenkraut waren die häufigsten Weißkrautsorten, dann gab es noch das Blaukraut. Sehr früh kannte man das Haltbarmachen von Kraut als Sauerkraut. So wurde z. B. im Wallseer Urbar von Ruttenstein 1449 das *„Kraut sieden und Mohn haun/schlagen"* (im Meierhof bzw. in der Burg) von Untertanen als Robotleistung verlangt.[6] Kraut, respektive Sauerkraut, sorgt mit seinen Ballaststoffen für ein hohes Sättigungsgefühl, besitzt viel Vitamin C, ist gut für die Verdauung und hat kaum Kalorien. Der Krautbottich fehlte daher in keinem Haushalt.

Rüben: nach der Mairübe waren es die Herbstsorten wie Kohl-, Saat- und Steckrübe (Wasserrübe) sowie Stoppel-, Halm- oder Spätrübe, die meist noch auf den abgeernteten Stoppelfeldern angebaut wurden. Außer den weißen und gelben Speiserüben gelangte auch die rote Rübe („Rauner") oft und gern auf den Tisch. Rüben besitzen eine breite Palette von wichtigen Inhaltsstoffen, Kohlehydrate und viel Vitamin C; zusätzlich zur verdauungsfördernden Wirkung haben sie einen zellschützenden Effekt. Zusammen mit Karotten, Sellerie oder z. B. Äpfeln wurden kleingeschnittene Rüben

[6] OÖLA. Kopienarchiv Hs. Nr. 11.

unter Beigabe von Kräutern und Gewürzen zu einem schmackhaften Brei verarbeitet. Für Monate konserviert wurden die in kleine Stücke zerteilten Rüben in einem Gärtopf/Bottich durch Einsalzen und die Beimengung von Gewürzen (Kümmel), etwas Essig und/oder Buttermilch; das Ganze wurde mit Krautblättern abgedeckt und zuletzt mit einem steinbeschwerten Deckel verschlossen. So konnten die Rüben jederzeit für diverse Suppen und Gemüsebrei – mit Mehl, Butter, Zwiebeln etc. – verwendet werden.

Die Kostverordnung des Grafen v. Thürheim (1750)

Nach dem Tod des Reichsgrafen Heinrich Wilhelm von Starhemberg gelangte die Grundherrschaft Schwertberg über dessen Tochter Anna Maria 1674 an Lobgott Graf von Kueffstein. Sein Sohn Max Lobgott starb 1748 ohne männliche Nachkommen, und durch die Vermählung von Max' Schwester Maria Franziska mit Christoph Wilhelm Graf von Thürheim fiel diesem 1749 die Schwertberger Herrschaft zu.[7]

Die vom nunmehrigen Besitzer 1750 erstellte, neue Kostverordnung für das Dienstpersonal in Schloss und Meierhof[8] fixierte eine zumindest ansatzweise Qualitätsverbesserung. Unter anderem taucht erstmals Salat als Beilage auf. Wurst und Käse allerdings bleiben weiterhin aus dem Speisenplan verbannt.

Montag: Mittag Mehlknödel und 1 Kandl süße Milch darüber gesotten, ein saures Kraut dazu.
Abends Säursuppen oder Rüben, im Sommer statt der Rüben ein „Selpehrn". (Zu diesen Knödeln kommt jeweils ein Schöpflöffel Mehl).

Dienstag: Mittag eine Peigelsuppe und ein halbes Kilo Rindfleisch dazu.
Abends eine Milchsuppe mit Brot, manchmal auch saure oder süße Rüben und/oder Salat.

Mittwoch: Mittag Nocken oder Maultaschen mit Gerstengrieß gefüllt und auch ein Kandl Milch darüber gesotten und ein Kraut dazu.
Abends eine Säursuppen oder ein Rübengericht.

Donnerstag: Mittag Suppe, Fleisch und Kraut. (Meist Rindfleisch, seltener Schweinefleisch.)
Abends eine Säursuppen mit Brot oder ein mit Mehl gestaubtes Kraut mit etwas Speck oder Schmalz.

Freitag: Mittag Gerstengrießknödel, darüber ein Kandl Milch gesotten.
Abends eine Säursuppen (mit etwas Rahm) und sieben Löffel Gries (Nocken) dazu.

Samstag: Mittag eine Milchsuppe mit Kraut, danach einen Schober (Kuchen) oder einen Goglhopf (Gugelhupf).
Abends eine Suppe, mit Mehl gestaubt, und Rüben dazu.

Sonntag: Mittag Suppe, Fleisch und Kraut dazu, danach eine Süßspeise.
Abends eine Milchsuppe mit sauren oder süßen Rüben, im Sommer auch Salat.

Wöchentlich gab's pro Person einen bis zwei Laibe Brot, manchmal bereits auch Nudeln. Jährlich wurden zwei ältere Rinder geschlagen, das Fleisch wurde durchwegs geselcht und bei Be-

[7] Baumert – Grüll: Burgen und Schlösser im Mühlviertel und Linz, Birken Verlag Wien 1988, 171.

[8] Grüll, Georg: Bauernhaus und Meierhof, OÖLA. Linz 1975, Bd. 13, 247 u. 335.

darf gekocht – der Genuss von frischem Rindfleisch winkte nämlich nur selten. Um Neujahr schlachtete man zwei Mastschweine, vom geselchten Speck bekamen die Herrschaft und der Pfleger die besten Teile, die weniger guten erhielten die Meierleute. (Das Schweineschmalz wurde an den Sonnabenden, im Fasching oder am Dreikönigstag auch zum Krapfenmachen verwendet). Zu Neujahr, am Faschingstag, zu Ostern, Pfingsten und zu Weihnachten bot neben dem Rindfleisch zuweilen ein „Schweinernes Brätel mit Knödeln" willkommene Abwechslung. Am Weihnachtsabend und am Karfreitag erhielten die Meierleute und jedes Gesindemitglied außerdem einen Weißfisch im Wert von 5 Pfennigen, dazu einen weißen Laib „Störi Brot". An den Beichttagen zur Fastenzeit gab es, meist mittags, Weizengrießknödel, einen halben Hering und etwas Kraut, abends eine „Peiglsuppen" mit zwei hineingeschlagenen Eiern. 1759, neun Jahre nach Erlass der neuen Kostverordnung, werden ein Thomas Mascherbauer und seine Ehefrau Maria als Meierleute von Schwertberg genannt.[9]

Erntefeste beim Schloss Schwertberg (um 1800)

Über Gundaker Josef Graf von Thürheim gelangte dessen Sohn Josef Wenzel 1793 in den Besitz von Schwertberg. Verheiratet war der Thürheimer mit Gräfin Maria Louise Berghe de Trips, der Verbindung entsprossen fünf Kinder. In ihren schriftlichen Lebenserinnerungen schilderte Tochter Ludovika (1791–1864) u. a. die Eindrücke, die sie als junges Mädchen bei den örtlichen Erntefesten gesammelt hatte.[10] Diese Notizen vermitteln authentisch auch ein Stück Zeitkolorit.

„Ein Vergnügen meiner Jugend ist meinem Gedächtnisse treu geblieben, es ist das Erntefest, eine Feierlichkeit, die sich mit der Zeit immer mehr verloren hat, weil sich die Dorfbewohner (Ortschaft Sand am rechten Ufer der Aist, gegenüber des Marktes Schwertberg) allmählich von diesem Servitut loskauften. Das Fest war ganz patriarchalisch und feudal; wenn das Korn des Grundherrn auf den Feldern reif wurde, hatten die Ortsbewohner die Pflicht, ... die Ernte in die Scheunen zu bringen. Die es sich leisten konnten, schickten ihre Knechte, meistens aber fanden sich auch Frauen und Kinder ein, um bei der Ernte zu helfen. Schon im Morgengrauen weckte der Ton der Querpfeife und der Trommel die Bewohner auf und rief alt und jung zur Arbeit. Der Pfleger und der Obermeier wiesen den Erntehelfern ihre Plätze zu, begleitet von der Musik des Pfeifers und Trommlers. Um 11 Uhr mittags brachten der Großknecht vom Meierhof und seine Leute in Körben, die mit weißen Servietten zugedeckt waren, eine reichliche Jause, Fleisch, Wurst und Brot, zu trinken gab es reichlich Bier, und die Heiterkeit stieg bei den Erntehelfern und Meierhofleuten enorm. Am Abend, als die Arbeit auf den Feldern beendet wurde, zog der ganze Trupp vor das Schloß. Beim Meierhof waren Tische und Bänke aufgebaut worden, die Köche und Mägde hatten ein gutes Abendessen im Grünen vorbereitet, auch Bier aus der nahen Schloßbrauerei gab es reichlich. Eine Musik spielte zur Freude der Jugend zum Tanz auf, auch die Thürheimischen Kinder [Isabella, Konstantine, Josefine, Ludowika und Josef Ferdinand Ignaz] *tanzten mit den anderen nach Herzenslust auf dem grünen Rasen. Dieser Ernteeinsatz und das*

[9] OÖLA. HA. Schwertberg Aktenband II/1.

[10] L. Gräfin Thürheim: Mein Leben, Erinnerungen aus Österreichs großer Welt, hg. von Ph. v. Blittersdorf, Bd. 1, 1913, 47.

Bäuerliche Arbeit am Felde. Zeitgenössischer Holzschnitt, 17. Jahrhundert

darauffolgende Fest dauerten meist drei Tage – bis die Speicher im Meierhof mit den geernteten Feldfrüchten gefüllt waren."

Die Kosten für die Verpflegung der Arbeiter und die anschließende Festlichkeit, zu der man jeweils auch viele Bewohner des Marktes Schwertberg geladen hatte, überstiegen öfter als einmal die Einnahmen aus der Ernte. Aber Graf Josef Wenzel v. Thürheim war von sehr sozialer Gesinnung, mischte sich am Abend beim Fest gern unter die Leute und sprach mit ihnen über deren Sorgen oder Anliegen. Auch Gräfin Maria Louise öffnete ihre Geldbörse und beschenkte die ärmeren Kinder. Ludowika betont in ihren Erinnerungen, bei den Fronarbeitern niemals *„selbst nur den geringsten Unwillen"* vernommen zu haben. Sie hätten den Grafen im Gegenteil für dessen [regelmäßig bewiesene] Wohltätigkeit stets allgemein gelobt und „gesegnet".[11]

Die Kartoffel und ihre „Mühlviertler Premiere" in Schwertberg

Zum Schluss noch ein kurzer Ausflug zu jener Feldfrucht, die auf Mühlviertler Boden vermutlich erstmals im Meierhof von Schwertberg gepflanzt worden ist und längst eines der weltweit gängigsten Volksnahrungsmittel darstellt. Schon in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts lernten die spanischen Eroberer bei den Inkas die *„Quechua papa"* kennen und brachten die Kartoffel von Südamerika über die Kanaren nach Antwerpen, England, Irland und Deutschland.[12] Nach Versuchen

[11] Guem, Otto: Ein Erntefest im Vormärz, Mühlviertler Heimatblätter, Jg. 2, Heft 7/8, Linz 1962, 9–10.

[12] Wikipedia: Kulturgeschichte der Kartoffel, August 2010.

in Breslau/Schlesien (1587) hielt dieses Nachtschattengewächs auch in den österreichischen Kernländern Einzug und wurde ab dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts u. a. im Kloster Seitenstetten sowie in herrschaftseigenen Meierhöfen bzw. Gärtnereien angebaut.

Die offenbar früheste regionale Eintragung findet sich auf einem Viktualienzettel der Herrschaftsgärtnerei Schwertberg aus dem Jahr 1643: unter den Erträgnissen, die an Leonhard Helfried Graf von Meggau an die Greinburg abgeliefert werden mussten, sind hier (neben gedörrten Zwetschken, Apfel- und Birnenspalten) *„Erdöpfel"* angeführt.[13] Als „exotische" Fruchtart verfeinerten sie die Hoftafel des Grafen, zu dessen Besitztümern die Herrschaft Schwertberg/Windegg und Hart damals gehört hatte. Mit dem Jahr 1694 ist der Erdäpfelanbau dann ebenfalls für den Windhaager Klostergarten belegt. Ab 1762 gedieh die Kartoffel im Herrschaftsbereich Schwertberg bereits auf eigenen Äckern, und in den dortigen Wirtschaftsrechnungen scheint unter diversen anderen Arbeiten fürderhin regelmäßig auch das *„Erdöpfl-Ausgraben"* auf.[14]

Die klimatischen Bedingungen waren in jenen Jahren widrig, eine kleine Eiszeit bewirkte, vor allem beim Getreide, oft schwere Ernteausfälle. Im Josephinischen Lagebuch von 1786 finden wir unter der Rubrik „ökonomische Beschreibungen" z. B. für die Gemeinde Rechberg vermerkt: *„Flachs, Kraut, Rüben und Erdäpfel werden zur Hausnotdurft erzeugt. Der Bauer lebt sehr schlecht, meist von Milch, Kraut, Rüben und Erdäpfeln, neben dem Haferbrot wird auch das Erdäpfelbrot gebacken"*.[15] Die Kartoffel schuf eine wichtige Ergänzung in der Ernährungskette, zumal dieses robuste Produkt sogar in kühleren Jahren wuchs, lagerfähig war und hervorragende Eignung auch als Viehfutter zeigte. Parallel zur mehligen und speckigen Kartoffel wurde der gedämpft sehr gut für die Schweinemast taugliche Sau-Erdapfel bald überall angebaut.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts enthalten die Schwertberger Wirtschaftsrechnungen schon entsprechende Sortenangaben und Preislisten. So erntete man 1809 auf den Meierhofgründen 40 Metzen „Ananas-Erdäpfel" zum Preis von 3 Gulden pro Metze (= 61,478 Liter), 70 Metzen „Ordinari-Erdäpfel" zu je 2 fl., 48 Kreuzern sowie 10 Metzen Schweine-Erdäpfel. Besonders in den entbehrungsreichen Kriegs- und Nachkriegsjahren des 20. Jahrhunderts stieg der Pro-Kopf-Verbrauch auf 200 kg per anno an, um später wieder auf 60 Kilo abzusinken.

Bis heute zählt das Mühlviertel neben dem Waldviertel zu den klassischen Kartoffelanbaugebieten nördlich der Donau. Zum Verfüttern eignet sich die Pflanze selbst bekanntlich (leider) nicht, denn sie enthält im frischen Zustand ein Gift – das toxische Alkaloid Salanin.[16]

---

[13] Grüll, Georg: Die Geschichte der Kartoffel in Oberösterreich, OÖ. Heimatblätter, Jg. 1, Heft 2, Linz 1947.

[14] OÖLA. HA. Schwertberg Aktenband Nr. 1 26, 127.

[15] OÖLA. Josef. Lagebuch – Rechberg 1786, Hs. 367.

[16] Mayböck, Leopold: Zur Geschichte der Kartoffel in Schwertberg, Windegger Geschehen, 8. Ausgabe, 1986. Laurioux, Bruno: Tafelfreuden im Mittelalter. Die Eßkultur der Ritter, Bürger und Bauersleut, Bechtelmünz Verlag 1999. Sandgruber, Roman: Von Speisen, Spesen und Spenden, OÖN, Mai 2009. Krzymowski, R.: Geschichte der deutschen Landwirtschaft, Verlag Eugen Ulmer, Stuttgart 1939. Praktisches Handbuch der Landwirtschaft: Weltbild 2007, Nachdruck von 1924.

Der Maler Hans Franta. Seine Linzer Jahre
Teil II: Leben und Schaffen von 1934 bis 1983
Der zweite Versuch: Ehe, Kriegsdienst, Künstlervereinigungen

Von Lena Radauer

Während der Sommerferien, am 12. Juli 1934, heiratete Hans Franta in der Kirche von Oberneunkirchen Gertrude Wasinger, die mit 22 wesentlich jünger war als der mittlerweile 41-Jährige. Gertrude, Tochter von Raimund Wasinger und Franziska Sallaberger, stammte aus Urfahr und hatte den Lehrberuf erlernt, übte diesen aber nicht aus.[1] Wie Franta war sie Mitglied beim Linzer Ruderverein „Ister", ansonsten dürfte das Paar wenige Gemeinsamkeiten geteilt haben, denn die Ehe sollte lediglich vier Jahre lang halten.[2] Einerseits bot Wasingers nationalsozialistische Gesinnung Konfliktstoff, andererseits war das menschliche Verhältnis zwischen Frantas Mutter Antonia und der Schwiegertochter problematisch.[3]

Der Auftakt des Schuljahres 1934/35 brachte Franta die erhoffte Wiedereinstellung als Hilfslehrer in Handarbeiten am Bundesgymnasium Linz. Ausschlaggebend für den Erfolg seiner mehrfachen Gesuche war, neben der sehr guten Dienstbeschreibung, wohl vor allem seine Einschätzung als „verlässlich vaterländisch", war doch dem Landesschulrat aufgetragen worden, sich „in jedem einzelnen Falle hinsichtlich der Verlässlichkeit in staatspolitischer Beziehung bzw. über die vaterlandstreue Gesinnung die sichere Gewähr" zu verschaffen.[4]

Dem Oberösterreichischen Kunstverein stand in der Zwischenzeit ein neues Präsidium vor, das eine strengere Jury einsetzte und auch darauf achtete, neue Talente zu präsentieren. Wie schon bei der Frühlingsausstellung animierte die Presse das Publikum auch im Dezember 1934 zum Ankauf von Kunstwerken, offenbar in Besorgnis um die wirtschaftliche Lage der „hart um ihre nackte Existenz ringenden Berufskünstler."[5]

Hermann Ubell fiel diesmal Frantas Linzer *Winternebelstimmung* durch „tonige Vornehmheit" auf.[6] Das Tagblatt hingegen, das Frantas Stil bereits bei der vorangegangenen Ausstellung als „bestens bekannt" charakterisiert hatte, meinte auch diesmal nur, er sei mit „bekannten Noten" vertreten.[7]

---

1 1934 wurde sie als ‚Lehrerin' betitelt, ihre Meldekartei aus dem Jahr 1936 beschreibt sie als ‚häuslich'. Trauungsbuch der Pfarre Oberneunkirchen vom 12. 7. 1934; Stadtarchiv Linz, Meldekartei Gertrude Wasinger

2 Vereins-Mitteilungen, Linzer Ruderverein ‚Ister', 10. Jg., 27. 7. 1934, Nr. 4

3 Fritz Feichtinger schreibt, ein deutscher Schäferhund, den Wasinger sich sehr zum Missfallen Frantas zugelegt hatte, habe für Zwistigkeiten gesorgt. Franta soll Wasinger ein Ultimatum gestellt haben, sich zwischen dem „Lacklvieh" und ihm zu entscheiden. Fritz Feichtinger, „Maler Hans Franta", S. 19; Interview mit Eva-Maria Oberlik, 14. April 2010; OÖN Nr. 142, 21. 6. 1974, S. 8

4 ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1783; 1934: Oberösterreich, Bundesmittelschulen, Sicherstellung des Lehrerbedarfes für das Schuljahr 1934/35

5 Tagblatt Nr. 247, 14. 12. 1934, S. 5; Tages-Post Nr. 284, 11. 12. 1934, S. 2–3

6 Tages-Post Nr. 284, 11. 12. 1934, S. 2

7 Tagblatt Nr. 247, 14. 12. 1934, S. 5; Tagblatt Nr. 87, 5. 6. 1934, S. 9

Am Dachstein, Pastell, 1958 (Privatbesitz).

Von seiner Schule Anfang 1935 zur Pragmatisierung vorgeschlagen – „er hat außer als sehr gut qualifizierter Lehrer auch einen ansehnlichen Ruf als Künstler und Mitglied des oö. Kunstvereins und ist einer Berücksichtigung in jeder Weise und im Hinblicke auf die in Kriegsgefangenschaft zugebrachten Jahre ganz besonders würdig" – stieg Franta mit der Bestätigung als wirklicher Bundeslehrer in die Gehaltsgruppe V auf.[8] Mehr als fünf Kriegsjahre wurden ihm als Vordienstzeit angerechnet, sodass er auf insgesamt neuneinhalb Dienstjahre kam.[9]

Die Frühjahrsausstellung 1935 des Oberösterreichischen Kunstvereins war dank der strengen Jury sehr qualitätsvoll. Die Kritik begeisterte der „Schwung Adlers, die liebevolle Intimität Glaubackers, die poetische Zartheit und sorgfältige Zeichnung Dillers", der „Zusammenklang von Komposition und Farbe" bei Woitsch und die „Liebe und Vertraulichkeit mit der Tierwelt" Höhnels.[10] Eine „hervorragende Stelle unter den Malern" bescheinigte man Hans Franta, der wiederum mit sibirischen Sujets vertreten war. „Wie leicht

[8] ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1783; 1935: Oberösterreich, Mittelschulen und Lehranstalten, Übernahme von Lehrkräften in den pragmatischen Bundesdienst

[9] ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1789; 1935: O. ö. Landesschulrat BG Linz, Professor Johann Franta, Dienstzeitanrechnung

[10] Tages-Post Nr. 116, 18. 5. 1935, S. 7–8; Tagblatt Nr. 126, 31. 5. 1935, S. 4

und flockig liegt doch der Neuschnee in seiner hellen Weiße unter dem tiefblauen Himmel. Nordische Einsamkeit umgibt das in einer Meeresbucht treibende Samojedenboot und scharf wirkt im Linolschnitt der charakteristische Kopf des Tscherkessen in seiner weichen Pelzverbrämung."[11] Ubell sprach Frantas „Barke in der roten Glut des Sonnenuntergangs (…) geschlossene Bildwirkung und gute Beobachtung" zu.[12]

Stabilität als Zeichenlehrer

Im Dezember 1935 erfüllte sich Hans Frantas Wunsch nach einem festen Posten als Zeichenlehrer an der Bundesrealschule Linz Fadingerstraße unter Direktor Dr. Rudolf Klemt.[13] Sechs Klassen unterrichtete er selbstständig, drei als Assistent, eine weitere Klasse zudem in Mathematik.[14] Mit 25 Wochenstunden war Franta, nach dem zweiten Zeichen- und Handarbeitslehrer Prof. Otto Enzinger, nun der meistbeschäftigte Lehrer an der Schule.[15] Auch Franz Burian war noch immer sein Fachkollege.[16] Zusätzlich zur Unterrichtstätigkeit in allen acht Klassen verwaltete Franta den Zeichensaal bzw. die Lehrmittelsammlung und war auch mit der Funktion des Prüfungskommissärs für Handarbeiten an Volks- und Hauptschulen betraut.[17]

Die Frühjahrsausstellung des Kunstvereins von 1936 bot auf den ersten Blick „das gewohnte Bild." „Wer aber das Spiel der künstlerischen Kräfte in Oberösterreich genauer verfolgt, wird bald inne werden, wie hier gewisse Entwicklungen stationär bleiben und in Maniriertheit [sic] erstarren, während andere Begabungen einer Pflanze gleichen, die in jedem Frühjahr neue Triebe ansetzt und sich immer reicher entfaltet."[18] Zu letzteren zählte der Kritiker beispielsweise Anton Lutz und Franz Glaubacker, die gemeinsam mit Leo Adler die „drei Säulen" des Vereins bildeten.[19] Staatssekretär Dr. Pernter besuchte in Begleitung von Landeshauptmann Dr. Gleißner und Regierungsdirektor Dr. Richter die Ausstellung, wohl um dem „bewundernswerten Idealismus" zu huldigen, mit dem „die Künstlerschaft des Landes unter den dermalen so schwierigen Verhältnissen ihre Kulturmission" erfüllte.[20]

Hans Franta war diesmal prominent im ersten Raum platziert. Er zeigte „stimmungsstarke Gemälde aus der Hochge-

---

11 Tagblatt Nr. 126, 31. 5. 1935, S. 4

12 Tages-Post Nr. 116, 18. 5. 1935, S. 7–8

13 Er folgte hierin dem pensionierten Prof. Adolf Stanzl. ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1783; Oberösterreich, Mittelschulen, Sicherstellung des Lehrerbedarfes für 1935/36

14 „Jahresbericht der Bundes-Realschule in Linz a. d. Donau über das 85. Schuljahr 1935–36", S. 33

15 Prof. Otto Enzinger hatte 26 Wochenstunden, davon eine Überstunde. Sein Zeichen- und Handarbeitsunterricht beschränkte sich auf die Unterstufen. Prof. Heinz Strahammer war mit 10 Wochenstunden beschäftigt, er hatte eine siebte Klasse in Zeichnen und war Zeichenassistent für zwei weitere Klassen. ÖStA, Abtlg. AVA FHKA, Bestand U-Abtlg., Faszikel 1789; 1936: Linz, mittl. Lehranstalten des Bundes, Sicherstellung des Lehrerbedarfes für 1936/37; Faszikel 1783; Oberösterreich, Mittelschulen, Sicherstellung des Lehrerbedarfes für 1935/36

16 Franz Burian unterrichtete Zeichnen in vier und Handarbeiten in drei Klassen. „Jahresbericht der Bundes-Realschule in Linz a. d. Donau über das 85. Schuljahr 1935–36", S. 33

17 „Jahresbericht der Bundes-Realschule in Linz a. d. Donau über das 86. Schuljahr 1936-37", S. 2; 1939/40

18 Tages-Post Nr. 97, 25. 4. 1936, S. 7

19 ibid.; Tagblatt Nr. 104, 4. 5. 1936, S. 5

20 Tagblatt Nr. 104, 4. 5. 1936, S. 5; Tages-Post Nr. 101, 30. 4. 1936, S. 3

Ohne Titel, Pastell, undatiert (Privatbesitz).

birgswelt unserer Alpen", die „die Wucht der schroffen Berge und de(n) feine(n) Zauber der Gletscher (…) in kräftiger Farbenbetonung" festhielten; hinzu kamen Graphiken und „entzückende" Aquarelle.[21] Neben positiven Stimmen gab es auch harte Kritik, namentlich von Hermann Ubell: „In den farbigen Silhouetten seiner Landschaftsbilder vermag Hans Franta dem Eindruck der Leerheit nicht immer zu entgehen; hier täte zunächst einmal ein Jahre hindurch fortgesetztes, gründliches Naturstudium not."[22]

Von Mai bis Juni 1937 fand in der Festhalle am Südbahnhof die 85. Jubiläumsausstellung des Oberösterreichischen Kunstvereins unter dem Titel „Österreichische Kunst der Gegenwart" statt.[23] Der Arbeitsausschuss, in dem Franta gemeinsam mit Anton Lutz, Leo Adler, Richard Diller, Alfred Stifter und Heinrich Strahammer tätig war, hatte „mit viel Fleiß und Verständnis die zahlreich eingelangten Werke" – fast 500 Gemälde, Grafiken und Skulpturen – „in gefälliger Aufmachung geordnet."[24] Neben den 24 Künstlern, die für den Kunstverein ausstellten, waren aus neun

[21] Tagblatt Nr. 104, 4. 5. 1936, S. 5

[22] Tages-Post Nr. 97, 25. 4. 1936, S. 7

[23] Das Jubiläum des 1851 gegründeten Vereins fiel eigentlich auf das Vorjahr, doch die umfangreichen Vorbereitungen führten zu dieser Verspätung

[24] „Katalog der Jubiläums-Ausstellung des Ob. Öst. Kunstvereines" Linz, 1937; Tagblatt Nr. 109, 13. 5. 1937, S. 5

weiteren Vereinigungen 160 Namen vertreten, die Bandbreite reichte von Impressionismus und Expressionismus über Neue Sachlichkeit und Romantik bis hin zum Kubismus.[25] Die Arbeiten waren jeweils nach Bundesland gruppiert und in Kojen untergebracht.[26]

Franta zeigte in diesem Rahmen mindestens neunzehn Bilder, so viele steuerte außer ihm nur der Neuling Fritz Fröhlich bei. Mit Preisen von 100 bis 350 Schilling waren die Ölbilder Frantas, möglicherweise aufgrund des bei ihm vorherrschenden Kleinformats, wie üblich relativ günstig. Seine Pastelle und Aquarelle kosteten 100 Schilling, Zeichnungen 70 bis 100 Schilling.[27] Neben einer Vielzahl von Landschaftsbildern aus dem Urlaub *(Chioggia*-Pastell, Aquarell und Zeichnung, *Volterra*-Pastell, *Murano*-Pastell, *San Gimignano*-Zeichnung, *Venedig)* waren auch heimatliche Landschaften, vorwiegend aus dem Gebirge, in Öl *(Nacht im Gebirge, Vom Dachstein, Am Dachstein, abends, Wurzeralm, Rosenberger Teich, Bei Hellmonsödt)* zu sehen. Der Kritiker des Tagblattes war von diesen Arbeiten begeistert: „Wundersame Motive und Stimmungen weiß Hans Franda [sic] der heimatlichen Scholle abzuringen. Ein schwermütiger Hymnus an die Nacht erklingt aus seinen aus schwarzgrünem Laube blinkenden Gegenden. Aus phantastischen Wolkenbildern hebt sich der Leib St. Sebastians. Voll von Sternen funkelt seine ‚*Nacht im Gebirge*' und alle Romantik wußte er über die feine Silhouette von ‚*Venedig*' zu breiten. Ein origineller Einfall seine ‚*Flucht nach Ägypten*' mit dem den Weg zeigenden Lichtstrahl des Gestirns. Meisterhaft aber weiß Franta den Schnee zu behandeln, seine ‚*Zirbe*' und ‚*Wurzeralm*' geben da rühmlich Zeugnis. Einige Zeichnungen und Aquarelle erhöhen noch unsere gute Meinung vom ernsthaften Streben dieses Künstlers."[28]

Das erwähnte Ölbild *Sebastian*, eine der zwei überlieferten Heiligendarstellungen Frantas, steht im Einklang mit der Tatsache, dass er sich stets zum katholischen Glauben bekannte und zumindest in der Kindheit regelmäßig die Kirche besuchte.[29] Während seiner Zeit in Russland 1914 bis 1921 hatte er dann begonnen, sich neben dem orthodoxen Glauben auch mit Schamanismus und Buddhismus auseinanderzusetzen. 1957

---

[25] Tagblatt Nr. 111, 15. 5. 1937, S. 5. Außerdem nahmen teil: Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens und Künstlerbund „Hagen" Wien (50 Künstler), Tiroler Künstlerbund „Heimat" (31 Künstler), Oberösterreichischer Künstlerbund „März" (18 Künstler), Sezession Graz (14 Künstler und 9 Architekten), Innviertler Künstlergilde (11 Künstler), Kunstverein und Sonderbund österreichischer Künstler in Salzburg (20 Künstler), Kunstverein für Kärnten (11 Künstler)

[26] Tages-Post Nr. 108, 12. 5. 1937, S. 2

[27] Die Preise anderer Aussteller waren wie folgt: Leo Adler: Zeichnung 60-100, Öl 90-700; Robert Angerhofer: Öl 300-1.500, Zeichnung 300; Richard Diller: Zeichnung 90-120, Öl 600-750, Aquarell 150; Albrecht Dunzendorfer: Öl 190-380; Fritz Fröhlich: Zeichnung 200-250, Öl 450-3.600, Aquarell 70-300; Franz Glaubacker: Aquarell 100-130, Öl 150-350; Karl Hayd: Öl 150-1.000; Maria Hold: Öl 400; Wilhelm Höhnel: Öl 100-300, Tempera 150; Switbert Lobisser: Holzschnitt 45; Anton Lutz: Öl 400-2.800; E. A. Mandelsloh: Feder und Aquarell 70-130; Max Schlager: Öl 500; Wilhelm Schückel: Aquarell 250-300, Zeichnung 75-100, Öl 450; Julius Seidl: Öl 250-400; Wilhelm Träger: Zeichnung 60, Öl 200-800; Franz-Xaver Weidinger: Öl 400-2.000; Marianne Woitsch: Öl 230-400 Schilling

[28] Tagblatt Nr. 116, 22. 5. 1937, S. 3. *Flucht nach Ägypten* hatte Franta bereits 1931 beim Kunstverein gezeigt, dasselbe Sujet stellte hier auch der Künstler Hans Zötsch aus

[29] Den Heiligen Franziskus fertigte Hans Franta als Holzschnitt an

sollte Franta dann aus der katholischen Kirche austreten.[30] Zu den wenigen erhaltenen Gegenständen aus seinem Privatbesitz gehören ein orthodoxes Kreuz und Gebetsfahnen aus Sibirien.

Stilistischer Wandel

In seiner Kritik zur Jubiläumsschau sprach Hermann Ubell eine Wandlung im Werk Frantas an. Der Künstler bemühe sich „neuerdings nicht ohne Erfolg, von der rein dekorativen Gestaltung des Natureindruckes zu intimeren und reicheren Naturschilderungen vorzudringen."[31] Diese stilistische Veränderung ging mit dem Wechsel von der Aquarell- zur Pastellmalerei einher.[32] Letztere regte Franta zu Experimenten an, die ihn schließlich auf eine eigenwillige Technik brachten, welche in späteren Jahren zu seinem Markenzeichen werden sollte. Von Aquarellen, in denen sich Franta seit 1913 geübt hatte, sollte nach 1937 in den Kritiken keine Rede mehr sein; erst vier Dezennien später begegnete man bei einer Retrospektive wieder Aquarellen von seiner Hand.

Im November 1937 nahm Franta auch an der Herbstausstellung des Oberösterreichischen Kunstvereins teil. Wieder sah man die „altbewährten Künstler" neben einer Reihe „junger aufstrebender Talente." Die Schau, bei der Franta „stimmungsvolle Motive" in Öl, Aquarell und Pastell zeigte, war seine letzte beim Kunstverein, denn 1938 wurde dieser von der NS-Regierung dem Künstlerbund Oberdonau eingegliedert und erlebte erst im Jahr 1949 seine Neubegründung.[33] Auch die Ausstellungstätigkeit Frantas weist bis 1943 eine Lücke auf, was eher auf die herrschende politische Gesellschaftsordnung als auf ein Nachlassen seiner künstlerischen Produktivität zurückzuführen ist.

Zunächst aber ließ sich Franta verleiten, sich um eine Aufnahme in die NSDAP zu bemühen. Das Scheitern dieses Vorhabens hielt er selbst schriftlich fest: „In der zweiten Hälfte März 1938, traf ich mich im Kaffee Schönberger mit dem Maler Karl Hayd, mit dem ich schon jahrelang befreundet war. Im Gespräch kamen wir natürlich auch wie es in der damaligen Zeit nicht zu vermeiden war auf die in Österreich neu geschaffenen Verhältnisse zu sprechen und Hayd fragte mich bei diesem Anlaß, ob ich Mitglied der NSDAP werden wolle. Ich fragte noch im Scherz ob sich dies vermeiden liesse [sic], doch sagte mir dann Hayd, es wäre vernünftig. (…) und er händigte mir zugleich eine prov. Karte (…) und ein Parteiabzeichen aus; Er sagte mit zugleich ich wäre auch brechtigt [sic] dieses Abzeichen zu tragen doch müßte ich für meine endgültige Aufnahme in die NSDAP zwei Bürgen stellen; einer davon wollte er selbst sein für den anderen schlug ich den ebenfalls im Kaffee anwesenden Schulkameraden Karl Seyfried der schräg gegenüber saß vor. Hayr [sic] erklärte mir dann einige Tage später, daß Seyfried nicht zur Bürgschaftsstellung bereit sei und zwar gebe er als Begründung an, daß ich durch meinen 7 jährigen Aufenthalt in russ. Kriegsgefangenschaft als polit. unzuverläßlich erscheine. Es wurde mir dadurch

30 Archiv der Stadt Linz, Meldekartei Hans Franta

31 Tages-Post Nr. 112, 18. 5. 1937, S. 2

32 Bei besagter Ausstellung war unter den insgesamt 491 ausgestellten Bildern außer den vier Pastellen Frantas nur ein einziges weiteres Pastell von Ernst Nepo, einem Mitglied des Tiroler Künstlerbundes „Heimat", zu sehen

33 Tagblatt Nr. 267, 19. 11. 1937, S. 5

die Stellung der verlangten Bürgen nicht möglich, obwohl ich mich auch anderweitig um Bürgen bemüht hatte."[34] Derselben Quelle zufolge wurde Franta alsbald von der Linzer Ortsgruppe Hessenplatz aufgefordert, Parteikarte und -abzeichen auszuhändigen, da ihm wegen seines langen Russlandaufenthaltes und der daraus abgeleiteten politischen Orientierung der Eintritt in die Partei verwehrt werden müsse. Die Akten des ehemaligen Mitgliedschaftsamtes besagen dagegen lediglich, Frantas Antrag sei zurückgewiesen worden, weil er „die Voraussetzung für die Aufnahme im Zuge der Erfassungsaktion" nicht erfüllt habe.[35]

Noch 1938 bekam Franta das Misstrauen der NS-Behörden sehr konkret zu spüren: er wurde seiner seit 1935 ausgeübten Funktion als Prüfungskommissar für Handarbeiten an Volks- und Hauptschulen enthoben und wegen Bezugs russischer Bücher von der Gestapo vorgeladen und verwarnt.[36]

Im September 1938 ließen Hans Franta und Gertrude Wasinger die gemeinsame, konfliktreiche Ehe für ungültig erklären.[37] Wasinger, anschließend in der Fürsorgeabteilung des Versorgungsamtes Linz beschäftigt und nebenbei Frauenschaftsleiterin, wurde ob ihres einschlägigen Engagements während der NS-Ära 1945 im Lager Glasenbach bei Salzburg interniert. [38/39] Dort blieb sie bis zum Juni 1947, als die Mehrzahl der weiblichen Häftlinge aus dem Camp entlassen und der Justiz vorgeführt wurde.[40] Unmittelbar darauf fiel die 36-Jährige im Schloss Ursprung bei Elixhausen im Bundesland Salzburg einem Raubmord zum Opfer. Sie weilte dort zu Besuch „und schlief bereits, als die (...) Täter durch das offene Fenster einstiegen. Einer der Männer gab sofort auf die im Bett Liegende einen Schuss ab, der sie in der Brust traf und ihren sofortigen Tod herbeiführte."[41]

---

[34] Der genannte Schulkamerad heißt Karl Seifried. Stadtarchiv Linz, Registrierungsakt Hans Franta

[35] BArch (ehem. BDC), PK, Franta, Hans, 17. 6. 1983

[36] Stadtarchiv Linz, Registrierungsakt Hans Franta. Im Wehrstammbuch Hans Frantas ist allerdings vermerkt, er sei im Februar 1938 der Partei beigetreten. ÖStA, AdR, DWM, WStB Hans Franta

[37] Rechtskräftig laut Bezirksgericht Linz, Abtlg. 5, 21/9 1938. Archiv der Stadt Linz, Heimatrechtsbestand, Heimatkartei Hans Franta. Die sogenannte Dispensehe war zu dieser Zeit üblich, um eine Scheidung zu umgehen und Katholiken eine neuerliche Heirat zu ermöglichen. Ulrike Harmat, „Ehe auf Widerruf? Der Konflikt um das Eherecht in Österreich 1918-1938", S. 125 ff.

[38] Amtskalender f. den Reichsgau Oberdonau 1942, Linz 1941; ÖStA, BMI, Abtlg. 2, Karteikarte Gertrude Wasinger

[39] Das ‚Camp Marcus W. Orr', bekannt als ‚Lager Glasenbach', wurde ab September 1945 als Internierungslager genutzt und war das größte seiner Art in Österreich. Für Frauen, die eine Funktion innerhalb der NSDAP oder deren Verbände innegehabt hatten, galten sogenannte ‚Automatic-Arrest-Bestimmungen'. Gertrude Wasinger war eine von lediglich ca. 500 internierten Frauen. Oskar Dohle und Peter Eigelsberger, „Camp Marcus W. Orr. ‚Glasenbach' als Internierungslager nach 1945", S. 19–20; S. 175–176; Stadtarchiv Linz, Polizeikartei, Karteikarte Gertrude Wasinger

[40] Die Zahl der Inhaftierten sank zwischen Juni und Juli 1947 von 5.499 auf 1.913. Oskar Dohle und Peter Eigelsberger, „Camp Marcus W. Orr. ‚Glasenbach' als Internierungslager nach 1945", S. 93

[41] Linzer Volksblatt Nr. 134, 13. 6. 1947, S. 3; Salzburger Nachrichten 24. 6. 1947, S. 2. Alsbald rückte eine russische Bande, die eine ganze Serie von Verbrechen in derselben Gegend beging, in den Verdacht der Polizei, ob diese aber überführt und verurteilt werden konnte ist nicht bekannt. Gertrude Wasinger wurde in Urfahr im Grab ihrer Eltern beigesetzt. LG Sbg, Vv., Register 1947. Siehe auch Salzburger Nachrichten vom 12., 23. und 24. 6. 1947, S. 2

Ukraine, Aquarell, 1940iger Jahre (Privatbesitz).

Gefangene Russen am Dnjepr, Pastell, 1940iger Jahre (Privatbesitz).

Einen Tag nach der Ehe-Ungültigkeitserklärung, am 22. 9. 1938, war Franta durch die deutsche Wehrmacht erfasst und als beschränkt tauglich befunden worden. Den Bescheid, der ihm 1921 ein Herz- und Nierenleiden als „Dienstbeschädigung" zuerkannt hatte, hob das Versorgungsamt Linz mit 2. 8. 1940 allerdings auf.[42]

Unfreiwillige Rückkehr nach Russland

1941 zum Heer eingezogen, trat der inzwischen 48-Jährige am 3. Juni den Dienst als Schütze an und wurde wegen seiner Russischkenntnisse der Sprachmittler-Sammelstelle in der Wiener Rossauerkaserne als Dolmetscher zugeteilt. Von Juni 1941 bis Mai 1942 machte er den Feldzug gegen die Sowjetunion mit, der ihn abermals in die Ukraine und in den Süden Russlands führte.[43] Ausgerechnet für den Kriegseinsatz gegen ein Land, das ihm einst sieben Jahre hindurch eine zweite Heimat gewesen war, wurde Franta hinterher militärisch ausgezeichnet – mit der von Adolf Hitler gestifteten „Ostmedaille".[44] Mit welchem Widerwillen er an diesen von schweren Übergriffen auch auf die russische Zivilbevölkerung begleiteten Kampfhandlungen teilnahm, geht aus Frantas persönlichen Erzählungen klar hervor.[45]

Die Erschütterung durch das an der Front Erlebte wurde Hans Franta vor allem nach der Heimkehr zum Anstoß, sich künstlerisch wieder dem Menschen und dessen Darstellung zuzuwenden. Offen prangerte er mit Motiven von Zerstörung oder der Personifikation des Todes als Sensenmann die Kriegsgrauen an und behandelte dabei stets das Leid des Kriegsgegners. Parallel dazu hielt Franta seine Begeisterung für die Landschaft der Ukraine in unzähligen ausdrucksvollen Bildern fest.

Im März 1942 äußerten sich die „Aufregungen in Russland" bei ihm auch gesundheitlich; wegen wiederholter Ohnmachtsanfälle musste Franta zwei Monate lang in den Lazaretten von Tschistjakowa und Stalino gepflegt wer-

---

42 ÖStA, AdR, DWM, Laz. Hans Franta, Wehrmachtärztliches Zeugnis vom 12. 7. 1943

43 Dieser beinhaltete Grenzschlachten in Galizien (22. 6.–11. 7.: Durchbruchsschlacht durch die galizischen Grenzbefestigungen bei Radymno, Jaroslaw u. Oleszyce; Panzerschlacht von Jaworow; Eroberung von Lemberg; Durchstoß auf Proskurow, Verfolgung zur Stalin-Linie), den Durchbruch auf Kiew (12. 7.–25. 7.: Durchbruch durch die Stalin-Linie nördlich Bar; Vorstoß auf Winniza; Verfolgungskämpfe von Winniza auf Gaissin), Verfolgungskämpfe gegen den Dnjepr und Angriff über den Dnjepr (26. 7.–12. 8.: Schlacht von Uman, Einkreisung und Vernichtung des Feindes bei Podwyssokoje; Vormarsch zum Dnjepr; Sicherung am Dnjepr; Übergang über den Dnjepr, Kämpfe im Brückenkopf von Kachowka; Umfassungsschlacht von Antonowka; Verfolgungskämpfe ostw. des Dnjepr, Schlacht am Panzerabwehrgraben vor Timoschewka; Abwehrschlacht bei Malaja Belosjerka), die Schlacht am Asowschen Meer (4.–11. 10.: Vernichtungsschlacht von Mogila Tokmak), die Verfolgung gegen den Donez (12. 10.–4. 11.: Verfolgungskämpfe in der Ostukraine, Eroberung von Stalino; Verfolgung über den Mius) und Abwehrschlachten im Donez Gebiet (5. 11. 1941–8. 5. 1942: Abwehr in den Brückenkopfstellungen am Mius; Abwehrschlacht von Orlowo-Iwanowka; Abwehrkämpfe in der Mius-Stellung). ÖStA, AdR, DWM, WStB Hans Franta, S. 19

44 Diese wurde „in Würdigung des heldenhaften Einsatzes gegen den bolschewistischen Feind" im Rahmen der „Winterschlacht im Osten 1941/42" gestiftet. ÖStA, AdR, DWM, WStB Hans Franta, Soldbuch S. 22; Reichsgesetzblatt vom 6. Juni 1942, Nr. 61, S. 375

45 Aus russischen Zeitungen erfuhr er, dass die Hitlerarmee Sonderführer einsetzte, um russische Gefangene zu foltern. Hans Franta in: „Hans Franta zum 84. Geburtstag"

Ohne Titel (orthodoxe Kirche), Pastell, undatiert (Privatbesitz).

In Stalino, Pastell, 1949 (Privatbesitz).

den. Der zweitgenannte Ort sollte vielen seiner späteren Kriegsbilder als Schauplatz dienen.[46]

Nachdem in Lublin/Polen eine Herzinsuffizienz diagnostiziert wurde, verlegte man ihn nach Wien in ein Reserve-Lazarett, wo er erneut wochenlang in Behandlung blieb.

Im September 1942 kam Franta wieder zur Wiener Sprachmittler-Sammelstelle, um zum Sonderführer „K" befördert zu werden. Diese Dienststellung, die in der Heereshierarchie dem Hauptmannsrang entsprach, wurde zur militärischen Nutzung außerordentlicher Fähigkeiten von Zivilisten eingerichtet, im Falle Frantas waren das die Russischkenntnisse. Franta legte die „Sprachmittler-Prüfung" ab und war dann in Berlin-Döberitz rund drei Monate als Russischlehrer tätig. Mitte 1943 konstatierte der Truppenarzt an dem nach Wien Rücküberstellten einen Herzmuskelschaden, geringe Schwachsichtigkeit und Schwerhörigkeit sowie „gesteigerte

[46] ÖStA, AdR, DWM, Laz. Hans Franta, Schreiben 4348 vom 9. 7. 1943

nervöse Erregbarkeit", welche der Mediziner als „Abnützungsschaden bei einem vorzeitig gealterten", „vollkommen weißhaarige(n) Mann" einstufte, nicht aber direkt dem Fronteinsatz zuschrieb.[47] Dennoch folgte kurz darauf die Entlassung wegen Dienstunfähigkeit.[48]

Da Franta bereits im ersten Weltkrieg großen Erfindungsreichtum an den Tag gelegt hatte, wenn es um die Sicherung des eigenen Überlebens ging, könnte seine Gesundheit freilich durchaus robuster gewesen sein als von ihm angegeben. Jedenfalls kehrte er noch im Unterrichtsjahr 1943/44 an die Linzer Bundes-Realschule Fadingerstraße zurück, wo er als Oberstudienrat Verwendung fand.[49]

Bereits im September 1943 meldete sich Franta in Linz auch als Maler offiziell zurück und beschickte die Herbstausstellung des Künstlerbundes Oberdonau. Dieser hatte 1939 den Kunstverein als offizielle Künstlervereinigung Oberösterreichs abgelöst und organisierte – unter Leitung der Maler August Mandelsloh und Hans Pollack – bis 1944 regelmäßig Schauen. Der Erfolg dieser Ausstellung war beachtlich; sie brachte es auf fast zehntausend Besucher, rund 50 Bilder wurden von privater und öffentlicher Hand angekauft.[50] Unter den 66 Künstlern, von denen 234 Werke zu sehen waren, stellte kein Geringerer als Alfred Kubin unverkäufliche Federzeichnungen aus. Franta zeigte sieben Arbeiten, und zwar vier Pastelle, zwei Ölbilder mit Landschaften aus dem In- und Ausland sowie *Bei Stalino* in Tempera. Letztgenanntes spricht dafür, dass Franta seine im Krieg gewonnenen Eindrücke bei erster Gelegenheit zu Papier brachte.

Die erste Einzelausstellung

Wenig später, im November 1943, lud das OÖ Landesmuseum zu Hans Frantas erster Einzelausstellung. Dort zeigte er, im Rahmen der sogenannten Gaukulturwoche, unter dem Titel „Zwischen Don und Dnjepr" 60 Aquarelle, Pastelle und Handzeichnungen.

Das Kontingent an Arbeiten mit thematischen Bezug zum Ostfront-Einsatz empfand die Kritikerin der Oberdonau Zeitung, Charlotte Steigleder, als „vorwiegend von düsterer Stimmung" gekennzeichnet, „die sich in den Pastellen zu einer stumpfen Note steigert." Steigleder weiter: „Nicht selten auch wählt Hans Franta, um (…) Krieg und Zerstörung farblich auszudrücken, grelle feuerrote und violette Töne wie in ‚*Bahnhof bei Stalino*'. Das Bild der Gräber in Russland (Pastell) hingegen überträgt das dumpfe Erdbraun des unermeßlichen Landes auch auf die Weite des Himmels. Ausdrucksvoll und treffend sind die weich konturierten Zeichnungen."[51] Neben ukrainischen Landschaftsstudien und unmittelbaren Kriegsimpressionen *(Gesprengter Kolchos, Gräber am Dnjepr, Gefangene Russen, Gräber in Russland)* setzte sich Franta auch mit der lokalen Bevölkerung auseinander *(Asiatischer Kopf, Kasach,*

[47] Wehrmachtärztliches Zeugnis vom 12. 7. 1943, ÖStA, AdR, DWM, Laz. Hans Franta

[48] Er erhielt seinen monatlichen Wehrsold über 36 Reichsmark bis einschließlich 25. 8. 1943 sowie einmalig eine Auszahlung über 50 Reichsmark, ein Hemd, eine Unterhose, ein Paar Socken und ein Taschentuch. ÖStA, AdR, DWM, WStB Hans Franta, Soldbuch, S. 7

[49] ÖStA, AdR, DWM, Laz. Hans Franta, Mitteilung über die Entlassung des nachgenannten Soldaten aus dem Heeresdienst

[50] Oberdonau Zeitung Nr. 286, 16. 10. 1943, S. 3

[51] Oberdonau Zeitung Nr. 318, 17. 11. 1943, S. 3

Wasserträgerin) – wie einst in Sibirien, wo ihn die autochthonen Völker zu ersten Porträts inspiriert hatten. Den kleineren Teil der Schau stellten Landschaften und Studien aus der Heimat und aus Italien, wie ein „zarter, duftiger ‚*Vorfrühling*' und ein Naturausschnitt aus der Wittingauer Gegend mit Teich, der in seiner Herbheit eine fast nordische Note trägt. Während in dem Blick vom Dachstein auf den Hochkönig die eigenartige Farbenwahl interessant wirkt, werden in anderen Blättern die großflächigen, grellen Farbenkomplexe als disharmonisch empfunden." Auch „eine in mehreren Bildern angewandte vergröberte impressionistische Manier" fand die Oberdonau Zeitung aus technischer wie koloristischer Sicht „nicht glücklich gewählt."[52]

In Reaktion auf die resonanzstarke Einzelausstellung entschloss man sich bei den Deutschen Heeresmuseen, 55 Aquarelle und Pastelle mit Ostfront-Szenen anzukaufen.[53] Diese Anerkennung sowie die provisorische Aufnahme in die Reichskunstkammer zeugen davon, dass das NS-Regime der Kunst Frantas nicht abgeneigt war.[54] Dass er im Rahmen von nationalsozialistischen Einrichtungen ausstellte, sollte allerdings nicht politisch gedeutet werden. Vielmehr entsprach dies wohl einzig seinem Bedürfnis, sich nach fast sechs Jahren wieder ins lokale Kunstgeschehen einzubringen und der Öffentlichkeit die neuesten Früchte seines Schaffens zu präsentieren. Frantas Haltung war die eines anpassungsfähigen Geistes, der sich in der Hingabe an die Kunst politischen Strömungen weder unterordnete noch anbiederte. Nie wurden seine Bilder in einem direkt ideologischen Kontext gezeigt, und auch die Annahme, Franta sei als „Kriegsmaler" im Einsatz gewesen, ist schlichtweg falsch.[55]

An der letzten Gruppenausstellung des Künstlerbundes Oberdonau im Frühjahr 1944 nahmen 25 Künstler mit Öl- und Pastellbildern teil. Zu sehen waren nahezu ausschließlich Landschaften, darunter vier Tempera- und Ölarbeiten Frantas mit „in manchen Details schön erfassten Motiven und wirkungsvolle(m) Stil."[56]

Arbeitslosigkeit, Rehabilitation und Professorentitel

Per Oktober 1946 wurde Hans Franta im Zuge der Entnazifizierung von der Direktion der Realschule auf unbestimmte Zeit außer Dienst gestellt. Den Verdacht einer Parteimitgliedschaft konnte er umgehend widerlegen, dennoch blieb er – von der Schule mit immerhin 150 Schilling monatlich unterstützt – zwei Jahre ohne Beschäftigung.[57] Erst die Bescheinigung der Bundespolizeidirektion, er sei ideell ein Gegner Hitlerdeutschlands gewesen und habe sich niemals „für den Nationalsozialismus eingesetzt oder sich für diese Idee im geringsten betätigt", entband Franta schließlich von der

---

52 ibid.; Oberdonau Zeitung Nr. 315, 14. 11. 1943, S. 3

53 Die Arbeiten gelten heute als verschollen. Oberdonau Zeitung Nr. 4, 5. 1. 1944, S. 3

54 Stadtarchiv Linz, Registrierungsakt Hans Franta. Harry Slapnicka führt Franta nicht als einen der 33 oö Künstler auf, die der „Reichskammer der bildenden Künste" angehörten. Harry Slapnicka, *Wenig Extreme in einer Zeit voller Extreme. Die bildende Kunst im Gau Oberdonau* in: „Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1990/91"

55 Diese Vermutung, vormals zu lesen auf der Internetseite des Forum oö Geschichte, konnte bereits entkräftet werden

56 Oberdonau Zeitung Nr. 152, 4. 6. 1944, S. 3

57 Stadtarchiv Linz, Registrierungsakt Hans Franta

Djerba, Pastell, undatiert (Privatbesitz).

Registrierungspflicht gemäß Verbotsgesetz aus dem Jahr 1947 und bewahrte ihn davor, als „untragbar" frühzeitig in den Ruhestand geschickt zu werden.[58]

Der Landesschulrat beschloss für den Bedarfsfall seine Wiederverwendung zum Herbst 1948.[59]

Ab diesem Zeitpunkt – allerdings mit Gehaltsabschlägen – wieder als Lehrer eingestellt, unterrichtete Franta die nächsten vier Jahre am Bundesrealgymnasium Dr. Schauer-Straße in Wels, wohin er nur sehr ungern pendelte.[60] 1952 fiel seine Dienstbeschreibung durch die Direktion ausgesprochen negativ aus, die Möglichkeit einer vorzeitigen Pensionierung kam so abermals ins Gespräch.[61] Dennoch wurde Franta im Oktober 1952 zum ordentlichen Professor ernannt und unterrichtete in diesem Rang noch sechs Jahre lang, bis zu seiner Pensionierung Ende 1958, am Bundesrealgymnasium Khevenhüllerstraße in Linz.

Nach dreijähriger Pause beteiligte sich Hans Franta im August 1947 neuerlich an einer Gruppenschau, diesmal hatte er sich der Berufsvereinigung Bildender Künstler Österreichs ange-

[58] ibid.

[59] Vorgesehen war zunächst das Bundesrealgymnasium Gmunden. ÖStA, AdR, BM f. U. u. K., 10 C 1 Namen, „F", 1945–55

[60] Hans Franta in: „Hans Franta zum 84. Geburtstag"; Fritz Feichtinger, „Maler Hans Franta", S. 27

[61] ÖStA, AdR, BM f. U. u. K., 10 C 1 Namen, „F", 1945–55

schlossen. Der Landesverband OÖ der Berufsvereinigung war Anfang 1946 als „Interessenvertretung der bildenden Künstlerschaft im künstlerischen und wirtschaftlichen Sinne" gegründet worden.[62] Sie stand ihren Mitgliedern bei der Beschaffung von Zulagekarten, Wirtschaftsaushilfen oder auch Material zur Seite. Im Mai 1946 zählte die Vereinigung bereits über 360 Künstler, ein Drittel davon waren Maler, es folgten in absteigender Reihenfolge Graphiker, Kunstgewerbler, Architekten und Bildhauer.[63] Die Mitgliedschaft bei der Berufsvereinigung war an ideologische Bedingungen geknüpft, da Künstler mit ehemaliger NSDAP-Verbindung von vornherein ausgeschlossen blieben. Trotzdem kritisierte die linksgerichtete Zeitung Neue Zeit in ihrer Ausstellungsrezension, es sei hier „nicht viel mit Denken gemalt worden, von Weltanschauung gar nicht zu reden." Das meiste habe seine Quelle in einem gewissen „ästhetischen Urgefühl" und belege, dass die Qualität der gezeigten Arbeiten „weder inhaltlich noch formal" an die Vorkriegszeit heranreicht.[64] Nach Auffassung des Linzer Volksblattes vereinten sich in dieser Ausstellung „sozusagen die gemäßigt Modernen, Namen und Tendenzen, die nicht mehr heftig umstritten sind und eigentlich irgendwie dem Durchschnittsempfinden des heutigen Kunstpublikums entsprechen."[65] Aus dem „Gartenlaube-Kitsch" stach Franta durch „besonders kühne Farbenführung" hervor.[66] Das Tagblatt beschreibt seine Technik als „eigenartig, wie Glasmalerei wirkend", wohl verstärkt durch den Einsatz von „scharf umgrenzten Kontrasten."[67]

Auch die dritte Jahresausstellung der Berufsvereinigung Bildender Künstler Österreichs im Jahr 1948 konnte man „in ruhiger Beschaulichkeit beschreiten, ohne von wirren Problemen, wilden Farbenorgien oder hypermodernen Zeitströmungen gequält zu werden."[68] Zwischen den Arbeiten unterschiedlicher Qualität und Stilrichtungen zeigte Franta außer Landschaften erstmals Blumenstücke in Öl und Pastell.[69] Wie bei der vorangegangenen Schau nahmen sämtliche Kritiker Bezug auf seine Farbgebung, das Tagblatt vermerkt, er ringe „um Gestaltungskraft durch Farben", der OÖ Kulturbericht findet seine Bilder „koloristisch fein abgestimmt." Das Volksblatt hebt sein „rotdurchglutetes Bild aus der Ukraine" als zweitbeste Landschaft nach Erich Landgrebe hervor.[70]

Diese 18. Gruppenschau sollte die letzte ihrer Art sein, an der Hans Franta teilnahm. Womöglich hatte diese Ausstellungsform für ihn nach über 35 Jahren ihren Reiz verloren. Mittlerweile hatte er seinen Ruf in Linz etabliert und konnte auf einen Kreis von Sammlern zählen, die zu ihm ins Atelier kamen, um sich dort seine Arbeiten anzusehen. Von nun an wurde Franta gern die Rolle eines Außenseiters zugesprochen, auch wenn dies so nicht der Wahrheit entsprach. Als Kunstlehrer war er weiterhin mit der Jugend in Kontakt, seine sportlichen Hobbys und die Reiselust passen ebenfalls

---

62 Linzer Volksblatt Nr. 25, 30. 1. 1946, S. 4
63 Linzer Volksblatt Nr. 119, 23. 5. 1946, S. 4
64 Neue Zeit Nr. 182, 8. 8. 1947, S. 2
65 Linzer Volksblatt Nr. 180, 6. 8. 1947, S. 3
66 Neue Zeit Nr. 182, 8. 8. 1947, S. 2
67 Tagblatt Nr. 182, 8. 8. 1947, S. 2; Neue Zeit Nr. 182, 8. 8. 1947, S. 2
68 Linzer Volksblatt Nr. 167, 21. 7. 1948, S. 3
69 Tagblatt Nr. 167, 20. 7. 1948, S. 5
70 ibid.; Oberösterreichischer Kulturbericht, 1. 10. 1948; Linzer Volksblatt Nr. 167, 21. 7. 1948, S. 3

Ohne Titel, Pastell, undatiert (Privatbesitz).

nicht zu diesem Klischee. Verständlicher wird seine Zurückgezogenheit, seine zunehmende Abwendung vom allgemeinen Kunstbetrieb nicht zuletzt angesichts der schwerwiegenden Worte Dr. Otto Wutzels, des späteren Leiters der Kulturabteilung des Landes Oberösterreich. In einem Resümee zur Verkaufsausstellung 1954 der Linzer Kunsthandlung Eigl mit dreißig Landschaftsbildern – Ölgemälden und Pastellen – des 61-jährigen Franta hatte Wutzel kommentiert, die Schau beweise „die Linie, die sie verfolgen will: Pflege des traditionellen Malstiles, Dienst an den Künstlern der älteren Generation, die etwa in den Dreißigerjahren führend waren, nunmehr aber langsam vereinsamen und diese Welt kaum mehr begreifen, in der man den Boden des unbedingten Naturabbildes stärker und stärker verlässt."[71] Andere Kritiker jedoch betonten die Einzigartigkeit von Hans Frantas Schaffen und deren engen Zusammenhang mit seinem langen Sibirienaufenthalt: „Um so zu sehen, wie Franta sieht, braucht man ein unauslöschliches Erlebnis, wie er es in der nordrussischen ‚Ewigkeit' hatte, ein Erlebnis, das ihn unter den Malern und Graphikern zu einer Art von singulärer Erscheinung mit höchstem Ernst machte."[72]

---

[71] OÖ Kulturbericht, Nr. 3, 4. 2. 1955

[72] Zeit und Welt (Wochenendbeilage zum Tagblatt) Nr. 221, 22. 9. 1956, S. 13; siehe auch Tages-Post, Nr. 280, 2. 12. 1954, S. 3; Linzer Volksblatt Nr. 243, 18. 10. 1956, S. 5

Wenn die Stimmen der Zeit beständig den Einfluss Sibiriens auf Franta unterstrichen, hat dies wohl auch damit zu tun, dass Franta seine Vergangenheit nicht losließ und er jede Gelegenheit nützte, davon zu erzählen. Zudem tauchten in Zeitungen immer wieder Berichte auf, die Sibiriens unvergleichliche Natur besangen und in Franta eigene Erfahrungen wachrufen mussten.

Ab den späten vierziger Jahren wurden von der „Österreichisch-Russischen Gesellschaft" und der „Gesellschaft zur Pflege der kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zur Sowjetunion" vor allem literarische und musikalische Veranstaltungen in Linz organisiert, die Russland nun nicht mehr allein als abenteuerliches Land, sondern ebenso als kulturelle Hochburg darstellten.[73] Seine russischen Erlebnisse verarbeitete Franta nun nicht nur in Motiven, sondern vermehrt auch in Stimmungen.

Über die Jahre hatte er viele Ausdrucksformen und verschiedene Techniken erprobt, wobei sich allmählich ein grundsätzlich eigener, dekorativer, auf kräftigen Farben basierender Stil entwickelte. Seine einzigartige Art der Pastellzeichnung wird in der Tages-Post wie folgt beschrieben: „Franta benützt farbige Samtpapiere, deren Eigentönungen die verwendeten Farben beeinflussen. So erreicht er farbig geschlossene und scheinbar mühelos abgestimmte Effekte von überraschender Sattheit."[74]

Frantas künstlerische Produktion war nach wie vor enorm, auch wenn er fortan höchstens eine Arbeit anstatt wie früher bis zu vier Bilder pro Tag schuf.[75] Als Perfektionist fertigte er von einzelnen Sujets oft viele Versionen, bevor er mit dem Endresultat zufrieden war.[76] Das bewog den Kritiker der Tages-Post, Franta unter die „fleißigsten unserer Maler" zu zählen. „In seinem Atelier türmen sich die Zeichnungen, Aquarelle, Oelgemälde und Skizzen zu Bergen. Er geht seinen Weg abseits von der Öffentlichkeit, er drängt sich nicht auf, und was er schafft, verrät keine Einflüsse von außen."[77]

Die unterschiedliche Qualität der heute auf dem Kunstmarkt erhältlichen Werke Hans Frantas ist darauf zurückzuführen, dass er schwächere Arbeiten nicht vernichtete, sondern sie weniger fachkundigen Sammlern günstig überließ. Auch verschenkte er Arbeiten gern an Freunde und Bekannte, die ihn in seinem Atelier besuchten.

1956 fand im Landesmuseum eine weitere Einzelausstellung Frantas statt, bei der einige Bilder verkauft wurden. Der OÖ Kulturbericht beschreibt das Gezeigte als „Kollektion eines Einzelgängers: kräftige Farben, altüberkommener Galeriestil, reiche Landschaftsmotivik."[78] Zu sehen waren alpine Darstellungen, heimatliche und italienische Landschaften sowie sibirische Motive – Samo-

---

[73] Siehe Karl Ney, *Im sibirischen Urwald* in: Tagblatt Nr. 247, 5. 11. 1922, S. 11; A. W. Lunatscharski, *Sibirische Städte* in: Tageszeitung Nr. 8, 5. 7. 1929, S. 8; *Sowjetische Arktisfahrt* in: Tages-Post Nr. 286, 13. 12. 1932, S. 5; *Die russische Landschaft* in: Tages-Post Nr. 272, 26. 11. 1934, S.8; H. Edström, *Nok verliert sich in der Tundra* in: Tages-Post Nr. 110, 12. 5. 1936, S. 3; H. W. Gaebert, *Großexperiment Sibirien* in: OÖN, 25. 8. 1956, S. 11

[74] Tages-Post, Nr. 280, 2. 12. 1954, S. 3

[75] OÖN Nr. 138, 16./17. 6. 1973, S. 10

[76] Der Galerist Hermann Lehner erinnert sich an bis zu zwölf Versionen ein- und derselben Arbeit. Interview Hermann Lehner, 13. 4. 2010

[77] Tages-Post, Nr. 280, 2. 12. 1954, S. 3

[78] OÖ Kulturbericht, Folge 20, 19. 10. 1956

jedenzelte, ein Samojedenboot, die Tundra, ein verbrannter Wald.[79] Die Schwermut, die aus diesen Bildern mit den ausdrucksstarken tiefroten Firmamenten sprach, beschränkte sich keineswegs auf die sibirischen Sujets. Franta frappierte auch durch seine typischen „Lichtwirkungen, die manchen Arbeiten (…) eine seltsam zwielichtige, aber immer spannungsgeladene Atmosphäre vermitteln."[80]

Im Ruhestand: Die Kreise weiten sich

1958 wechselte Hans Franta, 65-jährig, ins Pensionistendasein. Nach fast 49 Dienstjahren betrug sein „Ruhegenuss" 5.031 Schilling, das waren 78,3 Prozent des Gehaltes von 6.425 S, das er gemäß seiner Verwendungsgruppe L, Stufe 17, bezogen hatte.[81] Jetzt konnte er die Studienreisen, die sich schon seit den dreißiger Jahren häufig in seinem Werk widergespiegelt hatten, nach Belieben ausdehnen. Nach Italien war er jedes Jahr gefahren, per Kleinwagen, in dem Franta auch nächtigte.[82] An Ort und Stelle entstanden „altmeisterliche" Skizzen und Studien, die zuhause im Atelier in Öl oder Pastell umgesetzt wurden.[83] In den folgenden zehn Jahren sollte er alle Kontinente bereisen, vorerst zog es ihn aber in die Schweiz, nach Jugoslawien, Griechenland, Ägypten und in die Türkei.[84]

Währenddessen erschienen laufend mehr oder weniger ausführliche Artikel über Frantas aktuelle Tätigkeit, in denen der Einfluss Sibiriens auf sein Schaffen stets thematisiert wurde.[85] Hatte der siebzigste Geburtstag 1963 nur in kurzen Pressemeldungen Niederschlag gefunden, bescherte ihm der Fünfundsiebziger eine repräsentative Ausstellung in den Räumen seiner ehemaligen Arbeitsstätte, dem Bundesrealgymnasium Fadingerstraße. Künstler- und Lehrerkollege Fritz Feichtinger hatte die „handfeste Mitte haltende" Retrospektive ins Leben gerufen, bei der 140 chronologisch sortierte Arbeiten aus fünfzig Jahren gezeigt wurden.[86] Der Kritiker Dr. Peter Kraft glaubte in den Werken verschiedene Einflüsse zu erkennen, vom Realismus Wilhelm Leibls über die „seelische Gespanntheit eines van Gogh" bis zu Klimt und Hodler.[87] Im Gegensatz zu den Ölbildern empfand der künftige Kulturstadtrat Hugo Schanovsky die Pastelle Frantas als in „Leucht- und Ausstrahlungskraft einmalig."[88] Mit nuancierten Farben und trefflichem Licht- und Schattenspiel wusste er vor allem Firmament und Wasser meisterhaft zu Blatt zu

---

79 Linzer Volksblatt Nr. 243, 18. 10. 1956, S. 5

80 OÖN Nr. 222. 24. 9. 1956, S. 3

81 Nach den üblichen Abzügen, zuzüglich einer Wohnungsbeihilfe von 30 Schilling, blieben ihm monatlich 4.879 Schilling

82 Neues Volksblatt Nr. 47, 26. 2. 1986, S. 9; Interview Hermann Lehner, 13. 4. 2010

83 OÖN Nr. 148, 28. 6. 1968

84 Die USA besuchte er insgesamt viermal, in Afrika sah er Ägypten, Kleinasien und Tunesien. Im Zuge einer 89-tägigen Weltreise kam er nach Afrika, Asien, Australien, Neuseeland und Mexiko. Biographische Notiz in: „Hans Franta. Kollektivausstellung zum 75. Geburtstag"

85 Karl Strobl, *Der Maler Hans Franta* in: Kunst ins Volk 1961/62 S. 247–252; *Ungewöhnliche Abenteuer des Linzer Malers Hans Franta* in: Nachrichten für den Sonntag Nr. 39, 25. 9. 1965, S. 4–5

86 OÖN Nr. 148, 28. 6. 1968; OÖ Kunstbericht Folge 31, 4. 10. 1968; Zitat Hans Franta aus: OÖN Nr. 142, 21. 6. 1974, S. 8

87 ibid.

88 Hugo Schanovsky, *Künstler am Werk: Die leuchtende Welt des Hans Franta* in: Bildungskurier Nr. 3, 1968, S. 23–25

Neapel, Pastell, 1953 (Privatbesitz).

bringen. „Ein unwahrscheinlich grüner Himmel spannt sich über seine Fellachenhütte, in tiefes Nachtblau getaucht schimmert das Weiße eines tunesischen Hauses, fahlgelb lastet der Horizont über dem braunen Ibmer Moos, geheimnisvoll violett leuchten die Schneedächer der Donaustadt am dunklen Strom.“ [89]

Im selben Jahr reiste Hans Franta nach Amerika, wo er seinen Erzählungen zufolge auch an einer Ausstellung teilnahm, die ihm eine lobende Rezension in der Washington Post einbrachte.[90] Einzelheiten zu dieser Schau liegen nicht vor, bekannt ist jedoch, dass er eine Beziehung zu einer nach Amerika ausgewanderten Linzerin unterhielt und vorhatte, sie ebendort zu ehelichen. „Die Hochzeitsanzeigen waren schon gedruckt, der Pfarrer schon bestellt von irgendeiner amerikanischen Sekte (…),

[89] Tagblatt Nr. 148, 28. 6. 1968, S. 7

[90] Hans Franta zum 78. Geburtstag; OÖ Biografisches Archiv

Neapel, Kohle, undatiert (Privatbesitz).

aber ich bin im letzten Augenblick geflüchtet…", erinnerte sich Franta.[91] Dass er mit 75 Jahren noch bereit war, sich in den USA niederzulassen, kündet von seinem unauslöschlichen Abenteurergeist.

Ab Herbst 1968 weilte Hans Franta regelmäßig in ärztlicher Behandlung und erhielt schließlich in der Wiener Universitätsklinik einen Herzschrittmacher. Aufgrund seiner schweren Herz- und Kreislaufinsuffizienz wurden ihm der Hilflosenzuschuss und ein Pflegegeld von monatlich 867 Schilling zuerkannt.[92] Trotz schwindender Gesundheit und fortan drastisch eingeschränkter Mobilität war der alternde Künstler in seinem

[91] Zitat Hans Franta aus: OÖN Nr. 142, 21. 6. 1974, S. 8

[92] Im November 1968 wurde er im Krankenhaus der Linzer Elisabethinen, im Januar 1969 im Allgemeinen Krankenhaus Kirchdorf/Krems, im Februar auf der Universitätsklinik Wien und ab April 1969 stationär im Linzer Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern behandelt. ÖStA, AdR, BPA, 14.18-170693, Skj 2013

Ohne Titel, Tusche laviert, undatiert (Privatbesitz).

neuen Atelier in der Scharitzerstraße „weiter unermüdlich tätig."[93] Treffend bemerkte Hugo Schanovsky, dass Franta „das hohe Alter nicht zur Last, sondern zum Exerzier- und Versuchsfeld" wurde, und in der Tat erfand Franta noch 1974 eine neue Maltechnik mit Tunkpapier, die „Spöttisches und Phantastisches" hervorbrachte.[94]

Künstlerische Neubewertung

An der Schwelle zum letzten Lebensjahrzehnt rückte Hans Franta immer mehr ins Licht der Öffentlichkeit, vor allem auf Initiative namhafter Freunde und Exponenten aus der oberösterreichischen Kunstwelt wie Hugo Schanovsky, Peter Baum, Hermann Lehner oder Fritz Feichtinger. Nach dem Landesmuseum, das 1943, 1959 und 1969 insgesamt zehn Arbeiten angekauft hatte, erwarb das Stadtmuseum Linz Nordico 1972 ca. hundert Werke Frantas.[95] Und nun war es ihm auch selbst zur Herzenssache geworden, das eigene, immense Schaffen sichtend aufzubereiten und dem interessierten Publikum näher zu bringen. Diesem Zweck dienten vor allem die Publikation des Heftchens „Hans Franta

[93] Tagblatt Nr. 171, 26. 7. 1969, S. 9

[94] OÖN Nr. 138, 16./17. 6. 1973, S. 10; Tagblatt Nr. 171, 26. 7. 1969, S. 9

[95] 1943 wurden zwei Studien, 1959 die Pastelle *Mühlviertler Motiv, Italienisches Motiv, Dnjeprübergang bei Kachofka, Bei Volterra, Hochgebirgslandschaft,* 1969 wiederum drei Pastelle angekauft. Franta schenkte dem Museum außerdem insgesamt 39 Arbeiten von fremden Künstlern

Ohne Titel, Pastell, undatiert (Privatbesitz).

zum 78. Geburtstag" und der von Franta ebenfalls mitfinanzierte Katalog zur Großausstellung in der Neuen Galerie 1976.[96]

Bis zu seinem Tod sollte Franta noch an mindestens fünfzehn Expositionen beteiligt sein. Primär waren dies Verkaufsausstellungen von Galerien und Banken in Linz, Ried und Wien, wobei seine Bilder Preise bis zu 13.500 Schilling erreichten.[97]

Mit der oben erwähnten, großen Retrospektive 1976 erwies die Neue Galerie der Stadt Linz Hans Franta gebührende Reverenz. Erklärtes Ziel von Galerieleiter Peter Baum war es, „einem Künstler gerecht [zu] werden, der vielleicht mehr als andere gewissen Fehleinschätzungen unterliegt."[98] Aus dem Gesamtwerk von mehr als 2.000 Pastellen, 1.000 Ölbildern sowie mehreren hundert Aquarellen, Zeichnungen und Druckgraphiken traf Baum eine gezielte Auswahl von 70 Arbeiten. Zum einen wurde das zwischen 1915 und 1921 in Sibirien entstandene Frühwerk präsentiert, das – so Baum – innerhalb der „Aufarbeitung und gelegentlichen Neubewertung der öster-

[96] Die Kosten betrugen 50.000 bzw. 40.000 Schilling. OÖN Nr. 265, 16. 11. 1971; Archiv der Stadt Linz, Lentos (Neue Galerie), Schachtel 23, Brief Peter Baums an Hans Franta vom 8. 3. 1976

[97] 1978 brachten seine Pastelle in der Galerie Lehner 3.800–4.800 Schilling, 1979 4.800–5.000 Schilling. Die Galerie Schwarzer verlangte 1981 7.500–10.500 Schilling für seine Arbeiten.

[98] Peter Baum in: „Hans Franta, Ausstellungskatalog der Neuen Galerie der Stadt Linz, 1976"

Ohne Titel (Ukraine), Aquarell, 1940er-Jahre (Privatbesitz).

reichischen Malerei von 1900 bis 1930 berechtigte Beachtung" verdiente.[99] Diese Arbeiten, den Künstler in bislang unbekanntem Licht zeigend, bewirkten tatsächlich eine Neueinschätzung. So urteilte beispielsweise Reinhold Tauber von den OÖN, Franta sei „in seiner Jugend ‚moderner' und zukunftsorientierter [gewesen] als berühmter gewordene Kollegen."[100] Zum anderen waren in der Neuen Galerie Pastelle zu sehen, die auf ihre Weise Frantas „besondere Eigenschaften richtig hervortreten" ließen.[101] Die Arbeiten waren auch verkäuflich; sieben gingen zum Gesamtpreis von 13.600 Schilling in Privathand über (zwei Versionen des Bildes *Olympia*, *Vor Rhodos*, *Rhodos*, *Berge*, *Alte Donau*, *Im Pazifik)*.[102]

Im Anschluss an diese Ausstellung war Franta in der Bundeshauptstadt erstmals mit einer Einzelausstellung zu Gast. Die Wiener Galerie Herzog präsentierte 52 Werke, davon sechs Leihgaben der Neuen Galerie, dreizehn Leihgaben des Museums der Stadt Linz, 28 Blätter aus dem Besitz Frantas und fünf Arbeiten

[99] Archiv der Stadt Linz, Lentos (Neue Galerie), Schachtel 23, Brief Peter Baums vom 18. 6. 1976

[100] OÖN, 23. 6. 1976, S. 8

[101] ibid.

[102] Archiv der Stadt Linz, Lentos (Neue Galerie), Schachtel 23, Quittungen

aus den Beständen der Galerie Grüner. Der Erfolg der Ausstellung, die Franta mit den Schlagworten „Weltreisender, Kriegsteilnehmer, Gefangener, Mittelschulprofessor, ständiger Arbeiter" anpries, war „gut", der Verkauf „klein."[103]

Neben der künstlerischen Tätigkeit, die er bis zur Übersiedlung ins Altersheim weiterführte, verkehrte Franta täglich im Linzer Stadtcafé Traxlmayr. Hier pflegte er, in Gesellschaft eines Bankbeamten und einiger anderer Herren, beim geliebten „Milchkaffee mit Haut" das Kartenspiel um geringe Geldeinsätze.[104] Häufig kamen nun Sammler und Journalisten ins Atelier, die er mit „zurückhaltender Freundlichkeit" empfing.[105] „Im Licht dieses letzten Stockwerks stehen Tische, randvoll mit Dutzenden von Kreiden, Pinseln, Pastellstiften. Kunterbunt an den Wänden gerahmte und ungerahmte Gemälde, aus Winkeln und Ecken wachsen sie gestaffelt hervor, und in Metallstellagen gehortet liegen Stöße von Pastellmalereien und Holz- und Linolschnitten. Zweieinhalbtausend Bilder in einer Wohnung."[106] Zunehmend schwelgte Franta nun in Erzählungen, die sich mehr und mehr in „abenteuerlichen Weiten" verloren.[107]

Als er das tägliche Leben nicht mehr allein bewältigen konnte, zog Hans Franta 1978 zunächst ins Urfahrer Seniorenwohnheim „Franz Hillinger". Allmählich jedoch verschlechterte sich der Gesundheitszustand derart, dass Behandlungsaufenthalte in verschiedenen Krankenhäusern nötig wurden.[108] Die letzte Station war das Pflegeheim Sonnenhof an der Südflanke des Linzer Freinbergs. Die körperlichen Gebrechen und Einschränkungen tangierten den Geist indes keineswegs; fast bis zum Ende widmete sich Franta dem Studium von Literatur und entlehnte aus der Stadtbibliothek Urfahr Bücher bevorzugt russischer Autoren.[109] Sein empfindsames ästhetisches Auge stieß sich zuweilen an den grellen Farben, in denen sich andere Heimbewohner kleideten, und auch hier genoss er bald den Ruf einer charakterstarken Persönlichkeit außergewöhnlichen Profils.[110] Am 19. März 1983, drei Monate vor seinem 90. Geburtstag, verstarb Hans Franta und wurde in kleinstem Kreis auf dem Linzer Urnenfriedhof beigesetzt.

Schlusswort

Von Anbeginn bewies Hans Franta ungemein hohe Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit, dank derer er auch in den schwierigsten Lebenslagen seinen Unterhalt bestreiten und der Malerei treu bleiben konnte. Im künstlerischen Schaffen entfaltete er enormen Einfallsreichtum und ebensolche Experimentierfreudigkeit, fand jedoch stets zu seiner

---

[103] Mindestens eine Arbeit, das Aquarell *Tomsk*, wurde um 1.400 Schilling verkauft. Archiv der Stadt Linz, Lentos (Neue Galerie), Schachtel 23; Einladung zur Ausstellung in der Galerie Herzog im Pferdestall, Archiv der Österreichischen Galerie, Nachlass Rudolf Schmidt

[104] *Ungewöhnliche Abenteuer des Linzer Malers Hans Franta* in: Nachrichten für den Sonntag Nr. 39, 25. 9. 1965, S. 4–5

[105] OÖN Nr. 130, 8. 6. 1964, S. 3

[106] ibid.

[107] Neues Volksblatt Nr. 137, 17. 6. 1975, S. 8

[108] Im September 1980 war Franta zwei Wochen hindurch zur Behandlung im Linzer Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern, ab 25. April 1981 einen Monat im Allgemeinen sowie im Wagner-Jauregg-Krankenhaus Linz. ÖStA, AdR, BPA, 14.18-170693, Skj 2013

[109] Interview mit Eva-Maria Oberlik, 14. April 2010

[110] ibid.

ureigenen Domäne, den Landschaftsmotiven, zurück. Unverkennbar ist sein Stil dank der satten Farbwahl, den klaren Kontrasten und plastischen Bildeffekten, die er in allen Techniken überzeugend zur Geltung zu bringen wusste. Nicht nur künstlerisch war Hans Franta äußerst produktiv. Jahrzehntelang ging er einer Vielzahl von sportlichen Aktivitäten nach, verfolgte sprachliche Interessen und knüpfte soziale Kontakte bis ins fortgeschrittene Alter. Bekanntheit in der Heimatstadt Linz trugen ihm vor allem der Lehrdienst und sein pädagogisches Wirken ein, seine Kunst aber fasziniert und begeistert Sammler und Liebhaber nachhaltig weit über Oberösterreichs Grenzen hinaus.

Sämtliche Fotos: Gerald Lutz

Literaturnachweis

Oskar Dohle und Peter Eigelsberger, „Camp Marcus W. Orr. ‚Glasenbach' als Internierungslager nach 1945", Oberösterreichisches Landesarchiv, Linz–Salzburg 2009

Fritz Feichtinger, „Maler Hans Franta. Monographisches", Selbstverlag, Linz 1993

„Hans Franta. Kollektivausstellung zum 75. Geburtstag" (Fritz Feichtinger), Trauner Verlag, Linz 1968

„Hans Franta zum 78. Geburtstag" (Hans Franta), Trauner Verlag, Linz 1971

„Hans Franta. Frühe Arbeiten und ausgewählte Pastelle" (Peter Baum), Ausstellungskatalog der Neuen Galerie der Stadt Linz, Linz 1976

Hans Franta, „Hans Franta zum 84. Geburtstag", Trauner Verlag, Linz 1977

Ulrike Harmat, „Ehe auf Widerruf? Der Konflikt um das Eherecht in Österreich 1918–1938", Vittorio Klostermann, Frankfurt/Main 1999

Hugo Schanovsky, *Künstler am Werk: Die leuchtende Welt des Hans Franta* in: Bildungskurier Nr. 3, 1968, S. 23–25

Harry Slapnicka, *Wenig Extreme in einer Zeit voller Extreme. Die bildende Kunst im Gau Oberdonau* in: „Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1990/91", Stadtmuseum Linz Nordico, Linz 2004

Karl Strobl, *Der Maler Hans Franta* in: Kunst ins Volk 1961/62, S. 247–252

Ungewöhnliche Abenteuer des Linzer Malers Hans Franta in: Nachrichten für den Sonntag Nr. 39, 25. 9. 1965, S. 4–5

Relevante Ausgaben der folgenden Zeitungen wurden konsultiert:
Bergland, Linzer Mittagspost, Linzer Tagblatt, Linzer Tagespost, Linzer Volksblatt, Linzer Volksstimme, Linzer Wochenblatt, OÖ Tageszeitung

Verwendte Abkürzungen

ÖStA: Österreichisches Staatsarchiv

BArch: Bundesarchiv Berlin, ehemaliges Berlin Document Center

u. T.: unbekannte Technik

Liste der nachgewiesenen Einzel-, Gruppen- und Verkaufsausstellungen Hans Frantas

November 1913: Oberösterreichischer Kunstverein, Herbstausstellung
Linz, Volksgartengebäude

Winternacht, Aquarell
Schloss Steyregg, Öl
Linz von der Wasserstiege, Öl
Sonnenuntergang auf der Donau, u. T.
Mondnacht, Aquarell
Reichsstraße, Ölbild
Birken im Winter, Ölbild

mit: Elfriede von Coltelli, Richard Diller, Dina Ebenhoch, Vilma Eckl, Richard Festner, Heinrich R. von Fichtenau, Leopold Forstner, Vilma Gräflinger, Ludwig Haase, Irma Habenicht, Karl Hayd, Egon Hofmann, Wilhelm Höhnel, Johanna Hoke, Oda Jastrzembska, Richard Klunzinger, Tina Kofler, Sophie Koko, Fritz Lach, Maximilian Liebenwein, Ella Luegmayer, Alfred Poell, Albert Reibmayr, Albert Ritzberger, Rosa Scherer, Wilhelm Schückel, Bernhard Schwarz, Franz Sedlacek, Berta von Tarnoczy, Grete Ubell, Eduard Weisse, Marianne Woitsch, Hans Wunder

Dezember 1917: Gemeinschaftsausstellung Österreichisch-Ungarischer Kriegsgefangener Künstler
Tomsk, Männergymnasium

mit: Rudolf Wacker

Dezember – Januar 1919:
Verband Tomsker Künstler
(Sojuz Tomskikh khudozhnikov)
Tomsk, Frauengymnasium N. A. Tikhonravova

Vor dem Regen, u. T.
Herbst, u. T.
Abend, u. T.
Um Tomsk, u. T.
Sonnenuntergang, u. T.
Sonnenuntergang, u. T.
Die Tom hinunter, u. T.
Tomsk bei Nacht, u. T.
Regenbogen, u. T.
Ex Libris

mit: Hans Katolnigg, Maksim Maksimovitch Poljakov

April 1919: „Der Erkahlende Schwanz“, Ausstellung russischer Futuristen
Tomsk, Frauengymnasium N. A. Tikhonravova

mit: David Burljuk, Rudolf Wacker

Juni 1919: Plakatausstellung des Wettbewerbes des Komitees zur Hilfe der Armee *(Komitet pomoshchi armii)*
Tomsk, Gesellschaft sibirischer Ingenieure

August 1919: Gemeinschaftsausstellung Westeuropäischer Künstler
Tomsk, Redaktion der Zeitung „Sevodnja“

Komposition, u. T.
Abend, u. T.
Nacht an der Tom, u. T.
Kiefer bei Nacht, u. T.
Wind in der Nacht, u. T.
Sonnenuntergang, u. T.
Regen an der Tom, u. T.
Später Abend an der Tom, u. T.
Heller Tag am Fluss Tom, u. T.
Sonnenuntergang, Aquarell
Ufer des Flusses Ushajka, u. T.
Am Landungsplatz, u. T.
Skizze, u. T.
Schwimmbagger, u. T.
Abhang, u. T.
Abhang, u. T.

Gegen die Sonne, u. T.
Hof im Winter, u. T.
Winter, u. T.
Ende der Stadt, u. T.
Der Fluss Tom bei Nacht, u. T.
Sturm, u. T.
Raureif, u. T.
Brandung, u. T.
Gehöft, u. T.
Gehöft, Aquarell
Haus von Kuzovlev, u. T.
Sonnenuntergang, u. T.
Frühling am Fluss Tom, u. T.
Morgen am Fluss Tom, u. T.
Sonnenuntergang am Fluss Tom, u. T.
Kirgisin, u. T.
Burtsev, u. T.
Sonnenuntergang, u. T.
Kirgisin, u. T.
Skizzen, u. T.
Hinter dem See, u. T.
Sonnenuntergang, u. T.

mit: Ferdinand Burani, Hans Herman, Rudolf Hofinger, Hans Katolnigg, Stefan Kestgeli, August Kovacs, „Major", Johann Raduj, Ladislav Spollarics, Emil von Tomičič, Rudolf Wacker

Juni–Juli 1922: Oberösterreichischer Künstlerbund
Linz, Volksgartengebäude

Winterlandschaft, Öl

mit: Vilma Eckl, Egon Hofmann, Tina Kofler, Margarete Pausinger, Alfred Poell, Egon Schiele, Karl Stern, Aloys Wach

November–Dezember 1923: Oberösterreichischer Kunstverein, Herbstausstellung
Linz, Volksgartengebäude

Sibirische Wintersonne, Ultramarin und Tusche
Russische Kirche, Ultramarin und Tusche
Waldhaus gegen Wintersonne, Ultramarin und Tusche
Scheune im Schnee, farbige Zeichnung
Sommernacht unterm Polarkreis, Aquarell
Dezembermond, Aquarell
Morgenrot auf der Verbanntenstraße in Sibirien, Aquarell
Vorstadt in Tomsk, Aquarell
Der Reiter auf dem Regenbogen, Aquarell
Verlassene Fabrik im Frühjahr, u. T.
Sibirische Steppe abends, Aquarell
Samojedenlager am Ob, Aquarell
40° unter 0°, Ultramarin und Tusche
Landungsplatz in Tomsk, Aquarell
Sibirische Winternacht, Tinte
Leuchtkoje im Tom, Aquarell
Die Sonne, Aquarell
Bagger bei Tomsk, Sepia
Verlassene Fabrik im Herbst, Aquarell
Dorfende (Sibirien), färbige Tusche
Gestrandetes Boot, Aquarell
Sandbank bei Tomsk, Aquarell
EX LIBRIS, Aquarell
Der Pflüger, Linolschnitt
Neuer Dom, Linolschnitt
Wasserstiege, Linolschnitt
Affen, u. T.
Nordlicht groß, Ölskizze
Nordlicht klein, Ölskizze
Sommernacht unterm Polarkreis, Ölskizze
Die Sandbank, Ölskizze
Sibirischer Morgen, Ölskizze
Sommernacht 300 km nördlich des Polarkreises, Ölskizze

mit: Franz Burian, Richard Diller, Karl Hayd, Adolf Helmberger, Wilhelm Höhnel, Demeter Koko, Heinrich Mayer, Konrad Meindl, J. Ostwald, Alois Oswaititsch, Trude Pinter, Ferry Reinold, Rosa Scherer, Julius Seidl, Grete Ubell, Julius Wegerer, Marianne Woitsch

Juli–August 1927: Gemeinschaftsausstellung mit Grete Ulrich
Linz, Graben 30

Aquarelle, Öl, Ex Libris, Zeichnungen, Holzschnitte

Herbst 1914 in Galizien, u. T.
Verlassene Fabrik, u. T.

April–Mai 1930: Oberösterreichischer Kunstverein, 79. Jahreshauptausstellung Linz, Volksgartengebäude

Häusliche Szene, u. T.
Zerschossenes Dorf, u. T.
Gasse in Passau, u. T.

mit: Ernst Degn, Josef Furthner, Franz Glaubacker, Karl Hayd, Wilhelm Höhnel, ? Karl, Switbert Lobisser, Anton Lutz, Lola Mages, Ekke Ozlberger, Paul Schmidtbauer, M. Schneider-Reichel, Julius Steidl, Egge Sturm-Skrla, Franz Xaver Weidinger, Eduard Weisse

Mai–Juni 1931: Oberösterreichischer Kunstverein, 80-jähriges Jubiläum Linz, Festhalle am Südbahnhof

Betrunkene Russen, Öl
Dachstein, Öl
Aprilschnee, Öl
Festung Klis, Dalmatien, Öl
Alte Brücke, Linz, Öl
Flucht nach Ägypten, Öl
Nordlicht, Öl
Brandung in Dalmatien, Öl
Traunau, Aquarell
Attersee, Aquarell
Schafberg, Aquarell
Auwald, Aquarell
Aussichtswarte, Aquarell
Rodlmündung, Bisterzeichnung
Linz, Federzeichnung
Gänsehäufel, Aquarell
Eiskaarspitz, Bisterzeichnung
Brandung, Dalmatien, Aquarell
Brandung in Dalmatien, Zeichnung
Höllengebirge, Aquarell
Ragula, Zeichnung
Porträt R. R., Kreidezeichnung
Ruine Klies, Dalmatien, Aquarell
Lehrer N. N., Bisterzeichnung
Tauplitzalm, Aquarell
Gosautal, Aquarell
Kaiser-Mühlendamm, Zeichnung
Porträt Fräulein V. St., Zeichnung
Wien, Stadlau, Zeichnung
Alberfeldkogel, Aquarell
Straßerau, Aquarell
Hallstätter Weg, Aquarell
Betrunkene Russen, Holzschnitt
Pflegekind, Holzschnitt
Don Quichote, Holzschnitt
Vogelpredigt, Holzschnitt
Kreuzigung, Linolschnitt
Waxenberg, Holzschnitt
Rückenakt, Holzschnitt
Sibirische Straße, Holzschnit
Ostjakenhütte, Holzschnitt
Linz-Altstadt, Holzschnitt

mit: Leo Adler, Ferdinand Andri, Robert Angerhofer, Mia Arch, Hans von Bartels, A. Bernhardt, Leopold Blauensteiner, Karl Blumauer, Gustav Böhm, Eugen Bracht, Norbertine Breßlern-Roth, Klemens Brosch, Josef Büche, Bernhard Buttersack, Hugo Charlemont, Lilly Charlemont, Johann Vinzenz Cissarz, Elfriede von Coltelli, Edward Theodore Compton, Adolf Curri, Valerie Czepelka, Wilhelm Dachauer, Engelbert Daringer, Hugo Darnaut, Alois Delug, Richard Diller, Jan Dimitsch, Hans Dombrovsky, Andreas Einberger, Franz Forster, Leopold Forstner, Josef Furthner, Ludwig Gebhart, Anton Gerhart, Franz Glaubacker, Rudolf Glotz, Alexander Demetrius Goltz, Johann Grandauer, Alois Greil, Oswald Grill, Franz Gruber-Gleichenberg, Ludwig Haase sen., Franz von Habermann, Walter Hampel, Karl Hayd, Wilhelm Hecht, Karl Heilmayer, Adolf Helmberger, Ludwig von Hofmann, Wilhelm Höhnel, Johanna Hoke, Maria Hold, Franz Horst, Gustav Jahn, Friedrich Kallmorgen, H. Kauffmann, Gottlieb Theodor Kempf, Hugo Kirsch, Walter Klemm, Theodor Klotz-Dürrenbach, Franz Köberl, Tina Kofler, Demeter Koko, Franz Korensky, Johann Viktor Krämer, Franz Kulstrunk, Karla Kuna, Fritz Lach, Erwin Lang, Alois Lebeda, Walter Leistikow, Maximilian Liebenwein, Ernst Liebermann, Switbert Lobisser, Karl Löffler d. Ä., Karl Löffler-

Freinberg, Franz Ludwig, Anton Lutz, Lola Mages, Else Martys, Karl Müller, Gabriele Murad-Michalkowski, Fanny Newald, Artur Nikodem, Anton Nowak, Adolf Obermüllner, Daniel Pauluzzi, Margarete Pausinger, Franz von Pausinger, Michaela Pfaffinger, Karl Pippich, Hans Pöck, Alfred Poell, Hans Pollack, Max von Poosch, Hugo von Preen, Albert Reibmayr, C. Reichert, Karl Reisenbichler, Paul von Rittinger, Albert Ritzberger, Carl Rotky, Hedwig Schauenstein-Indra, Rosa Scherer, Leo Scheu, Paul Schmidtbauer, Kornelia Schoetten, ? Schultheis, A. Schwab, Bernhard Schwarz, Moritz von Schwind, Franz Sedlacek, Julius Seidl, Franz Xaver Simm, August Steininger, Adalbert Stifter, Adolf Stiglmayer, Ernst Stöhr, Martha Strele, Egge Sturm-Skrla, Berta von Tarnoczy, Julius Ullmann, Wilhelm Vita, Adolf Wagner von der Mühl, Josef Wallhamer, Julius Wegerer, Franz Xaver Weidinger, Eduard Weisse, H. Wiedenhofer, Karl Wiener, Hans Wilt, Franz Windhager, Berta Winkler-Hassack, Marianne Woitsch, Anton Zerlacher

November–Dezember 1931: Oberösterreichischer Kunstverein, Weihnachtsausstellung
Linz, Volksgartengebäude

mit: Leo Adler, Norbertine Breßlern-Roth, Engelbert Daringer, Richard Diller, Josef Furthner, Anton Gerhart, Franz Glaubacker, Karl Hayd, Wilhelm Höhnel, Switbert Lobisser, Anton Lutz, Ferry Reinold, Paul Schmidtbauer, Heinrich Seidl, Franz Xaver Weidinger, Marianne Woitsch

Dezember 1932: Oberösterreichischer Kunstverein
Linz, Volksgartengebäude

mit: Leo Adler, Franz Heinrich Freiherr von Blittersdorff, Norbertine Breßlern-Roth, Richard Diller, Franz Forster, Hans Gerstmayr, Franz Glaubacker, Karl Hayd, Rudolf Hayder, Wilhelm Höhnel, Anton Lutz, Albert Saint Julien, ? Schickel, Heinrich Seidl, Julius Seidl, Paul Theer, Franz Xaver Weidinger, Marianne Woitsch

Mai–Juni 1933: Kunstausstellung der Hessenbünde
Linz, Volksgartengebäude

Rückzug, u. T.
Kriegsgefangen in Sibirien, u. T.

mit: Leo Adler, Carl Fahringer, Franz Forster, Josef Furthner, Hans Gerstmayr, Franz Glaubacker, Karl Hayd, Rudolf Hayder, Ludwig Heßhaimer, Wilhelm Höhnel, Demeter Koko, Anton Lutz, Konrad Meindl, Heinz Roder, Ludwig Schnorr von Carolsfeld, Franz Sliwinski

September 1933: Oberösterreichischer Kunstverein
Ried, Volksfest

mit: Leo Adler, Wilhelm Dachauer, Engelbert Daringer, Richard Diller, Josef Furthner, Franz Glaubacker, Karl Hayd, Wilhelm Höhnel, Switbert Lobisser, Anton Lutz, Hugo von Preen, ? Seidl, Franz Xaver Weidinger

Mai–Juni 1934: Oberösterreichischer Kunstverein, Frühjahrsausstellung „Unser schönes Oberösterreich"
Linz, Volksgartengebäude

Platzl in Urfahr, u. T.

mit: Leo Adler, Richard Diller, Albrecht Dunzendorfer, Franz Glaubacker, Karl Hayd, Wilhelm Höhnel, Anton Lutz, Heinrich Seidl, Julius Seidl, Franz Xaver Weidinger, Marianne Woitsch

Dezember 1934: Oberösterreichischer Kunstvereinen, Weihnachtsausstellung
Linz, Volksgartengebäude

mit: Richard Adler, Norbertine Breßlern-Roth, Richard Diller, Franz Forster, Hans Gerstmayr, Franz Glaubacker, Karl Hayd, Wilhelm Höhnel, Viktor Keldorfer, Demeter Koko, Sophie Koko, Switbert Lobisser, Heinrich Seidl, Julius Seidl, Heinrich Strahammer, Wilhelm Träger

Mai–Juni 1935: Oberösterreichischer Kunstverein, Frühjahrsausstellung
Linz, Volksgartengebäude

mit: Leo Adler, Ernst Degn, Richard Diller, Franz Glaubacker, Karl Hayd, Wilhelm Höhnel, Grete Lechner, Jörg Reitter, Josef Franz Riedl, Wilhelm

Schnabl, Heinrich Strahammer, Wilhelm Träger, Marianne Woitsch

April–Mai 1936: Oberösterreichischer Kunstverein, Frühjahrsausstellung Linz, Volksgartengebäude

mit: Leo Adler, Norbertine Breßlern-Roth, Richard Diller, Albrecht Dunzendorfer, Hans Gerstmayer, Franz Glaubacker, Karl Hayd, Wilhelm Höhnel, Anton Lutz, Wilhelm Schnabl, Wilhelm Schückel, Heinrich Seidl, Julius Seidl, Heinrich Strahamer, Wilhelm Träger, Franz Xaver Weidinger

Mai–Juni 1937: Oberösterreichischer Kunstverein, Jubiläums-Ausstellung „Österreichische Kunst der Gegenwart" Linz, Festhalle am Südbahnhof

Chioggia, Pastell
Volterra, Pastell
Murano, Pastell
Sonnenuntergang, Pastell
Nacht im Gebirge, Öl
Vom Dachstein, Öl
Venedig, Öl
Sebastian, Öl
Am Dachstein, abends, Öl
Wurzeralm, Öl
Rosenberger Teich, Öl
Flucht nach Ägypten, Öl
Zirbe, Öl
Bei Hellmonsödt, Öl
Neuer Dom, Zeichnung
Chioggia, Aquarell
Chioggia, Aquarell
Chioggia, Zeichnung
San Gimignano, Zeichnung

mit: Theodor Adam, Leo Adler, Friedrich Aduatz, Lois Alton, Hans Andre, E. Tony Angerer, Max Angerer, Robert Angerhofer, Sepp Baumgartner, Emil Beischläger, Otto Bestereimer, Karl Bodner, Rudolf Böttger, Max Bradaczek, Friedrich Capelari, Anton Colli, Maria Cyrenius, Wilhelm Dachauer, Ernst Degn, Leo Delitz, Richard Diller, Rudolf Dimai, Herbert Dimmel, Albrecht Dunzendorfer, Viktor Eckhardt, Vilma Eckl, Rudolf Hermann Eisenmenger, Leo Fellinger, Hans Frank, Leo Frank, Wilhelm Fraß, August Frech, Fritz Fröhlich, Robert Fuchs, Josef Furthner, Alfred Gartner, Franz Glaubacker, Wolfgang Graßberger, Oswald Grill, Hugo Grimm, Franz Gruber-Gleichenberg, Karl Gunsam, Friedrich Hackel, Anton Hahn, Viktor Hammer, Carry Hauser, Karl Hayd, Hilde Heger, Gilbert Heidegger, Friedrich Hell, Adolf Helmberger, Otto Herschel, Max Hirschenauer, Egon Hofmann, Maria Hold, Konrad Hamrick, Johann Hazod, Wilhelm Höhnel, Walter Honeder, Erich Hönig, Hans Hübl, Karl Ihler, Olga Jaeger, Florian Josephu-Dronot, Wilhelm Kaufmann, Theodor Kern, Toni Kirchmeyr, Hugo Kirsch, Igo Klemencic, Richard Knaus, Franz Köberl, Hans Kobinger, Robert Kohl, Josef Köpf, Wilhelm Viktor Krausz, Alfred Kubin, Carl Heinrich Walter Kühn, Erwin Lang, Wilhelm Legler, Thomas Leitner, Wilhelm Lenhart, Franz Lerch, Switbert Lobisser, Alfred Loeb, Anton Lutz, Emil Maier, Ernst August von Mandelsloh, Else Martys, Hans Mauracher, Georg Mayer-Marton, Hermann Mayrhofer, Louise Merkel-Romée, Erich Miller von Hauenfels, Leo von Moos, Albin Müller-Rundegg, Adolf Mutter, Hans Nagl, Ernst Nepo, Max Neuböck, Artur Nikodem, Ferdinand Oplitz, Ernst Paar, Robert Pajer-Gartegen, Andreas Patzelt, Margarete Pausinger, Karl Perl, Viktor Pipal, Sighilde Pirlo, Hans Pollack, Hans Pontiller, Max von Poosch, Marie Louise Poschacher, Hermann Poschinger, Wilhelm Prachensky, Louis Pregartbauer, Adolf Rauch, Heinrich Rauchinger, Alfred Richter, Ernst Riederer, Thomas Riß, Walter Ritter, Hans Schachinger, Karl Schattanek, Max Schlager, Leo Schneider-Seenuss, Franz Schrempf, Sidonius Schrom, Wilhelm Schückel, Rudolf Schüller, Josef Schulz, Alphons Schuster, Fritz Schwarz-Waldegg, Franz Sedlacek, Julius Seidl, Franz Seifert, Fritz Silberbauer, Slavi Soucek, Max Spielmann, Rudolf Steinbüchler, Anton Steinhart, Hans Stockbauer, Heinrich Strahammer, Robert Streit, Martha Strele, Hans Strigl, Alberto Susat, Oskar Thiede, Wilhelm Thöny, Erich Torggler, Wilhelm Träger, Grete Ulrich, Erich Wagner, Kurt Weber, Hans Weber-Tyrol, Franz Xaver Weidinger, Alfred Wickenburg, Franz Wiegele, Franz Windhager, Marianne Woitsch, F. Zerrisch, Hans Zötsch, Franz von Zülow, Willi Zunk

unter Beteiligung von: Künstlervereinigung Maerz, Innviertler Künstlergilde, Genossenschaft der bildenden Künstler, Hagenbund, Sezession Graz, Sonderbund österreichischer Künstler, Kunstverein Salzburg, Landesausschuss der bildenden Künste, Kärntner Kunstverein

November 1937: Oberösterreichischer Kunstverein, Herbstausstellung
Linz, Volksgartengebäude

mit: Leo Adler, Albrecht Dunzendorfer, Fritz Fröhlich, Franz Glaubacker, Karl Hayd, Wilhelm Höhnel, Wilhelm Landsmann, Switbert Lobisser, Anton Lutz, Wilhelm Schnabel, Wilhelm Schückel, Heinrich Seidl, Julius Seidl, Wilhelm Träger, Franz Xaver Weidinger, Marianne Woitsch

September–Oktober 1943: Künstlerbund Oberdonau, Herbstausstellung
Linz, Landhaus

Am Dachstein, Öl
Matterhorn, Öl
Bei Stalino, Tusche
Torcello bei Venedig, Pastell
Totenbretter im Böhmerwald, Pastell
Teufelssee, Pastell
An der Glocknerstraße, Pastell

mit: Leo Adler, Anton Bachmayr, Otto Binder, Margarethe Binder-Kartl, Franz Xaver Brejcha, Richard Diller, Albrecht Dunzendorfer, Anni Dürnberger, Lothar Fink, Wilhelm Fischer, Fritz Fostel, Lois Frauenwieser, Fritz Fröhlich, Walter Gabler, Franz Glaubacker, Karl Görlich, Franz Hagen-Öhner, Heinrich Haider, Konrad Hamrick, Otto Häusler, Karl Hayd, Adolf Heise, Josef K. Hlas, Alois Höpfler, Ilse Jäger-Ambrositsch, Oskar Just, Alfred Kubin, Fritz Lach, Erwin Lang, Emi Lindenbach-Sommerhuber, Anton Lutz, Ernst August von Mandelsloh, Rudolf Nicolussi, Wilhelm Niedermayer, Alexander Nowak, Ingeborg Orthner, Alfons Ortner, Margarete Pausinger, Trude Payer, Hans Peherstorfer, Eduard Polesny, Hans Pollack, Marie Louise Poschacher, Karl Puxkandl, Rudolf Rajecky, Karl Reisenbichler, Fritz Reiter, Georg Rudolph, Walter Schauberger, Max Schlager, Hans Schmidinger, Anton Schmoller, Wilhelm Schückel, Rudolf Schüller, Emi Schuster-Lang, Karl Sedlak, Julius Seidl, Otto Stadler, Hans Steinberg, Wilhelm Träger, Berta Wallner, Hans Weibold, Franz Xaver Weidinger, Emmi Woitsch, Marianne Woitsch

November–Dezember 1943: Einzelausstellung „Zwischen Don und Dnjepr" (Sonderausstellung im Rahmen der Gaukulturwoche)
Linz, Oberösterreichisches Landesmuseum

60 Aquarelle, Zeichnungen und Pastelle

Gräber am Dnjepr, u. T.
Ukrainische Landschaft, u. T.
Gesprengter Kolchos, u. T.
Wasserträgerin, u. T.
Gefangene Russen, u. T.
Bahnhof in Stalino, u. T.
Gräber in Russland, u. T.
Studie (Asiatischer Kopf), u. T.
Kasach, u. T.
Bergtannen im Nebel, u. T.
Vorfrühling, u. T.

Juni 1944: Künstlerbund Oberdonau, Frühjahrsausstellung
Linz, Landhaus

mit: Leo Adler, Richard Diller, Fritz Fostel, Franz Glaubacker, Franz Hagen-Öhner, Heinrich Haider, Karl Hayd, Arthur Hierer, Hans Hufnagl, Ilse Jäger-Ambrositsch, Anton Lutz, Margarete Pausinger, Trude Payer, Hans Peherstorfer, Hans Pollack, Marie Louise Poschacher, Rudolf Rajecky, Hans Schmidinger, Else Schmidt van der Velde, Karl Sedlak, Julius Seidl, Wilhelm Träger, Kurt Weinbauer, Franz Zimmermann

August 1947: Berufsvereinigung bildender Künstler Oberösterreichs, Jahresausstellung
Linz, Landhaus

Pasterze, u. T.
Winterabend, u. T.

mit: Hans Aigner, ? Bobanyez, Arnold Chencinski, Herbert Dimmel, Anni Dürnberger, Hans Eibl, Walter Essenther, Fritz Feichtinger, Walter Gabler, Hermann Höller, Walter Ister, Adolf Kammermayer, Roland Kaneps, ? Karner, Olga Krjukow, Erich Landgrebe, Laszlo Molnar, Carl Nagl, Stefan Nemcok, Franz Oehner, Eloise Ohnweiler, Anna Maria Penz, Franz Pötsch-Artholz, ? Preyer, Karl Puxkandl, Adolf Rauch, ? Rohrhofer, Franz Schi-

cker, Max Schlager, Hedwig Schraml, Oskar Sommereder, Ettore Tondollo, Wilhelm Träger, Anton Vorauer, Katharina Wallner, Emmi Woitsch, Willi Zawischa

Juli–August 1948: Berufsvereinigung bildender Künstler Oberösterreichs, Jahresausstellung
Linz, Finanzgebäude

Gewitter, u. T.

mit: Ernst Anderl, Walter Barwig, Franz Heinrich Freiherr von Blittersdorff, Hans Eibl, Fritz Fostel, Elisabeth Fourné-Schachinger, Walter Gabler, Gabriele Hofmann, Hermann Höller, Helmut Huber, Alexander Judas, Adolf Kammermayer, ? Krausnecker, Erich Landgrebe, Erika Millet, Hermann Müller, Stefan Nemcok, ? Neumüller, Kurt von Pebels, Fritz Postel, Franz Pötsch-Artholz, Josef Ratz, Josef Raukamp, Brunetta Rubin, Max Schlager, ? Schmied, Anton Vorauer, Hans Wagner, T. Wolkerstorfer, Willi Zawischa

Dezember 1954: Verkaufsausstellung
Linz, Galerie Eigl

30 Arbeiten in Öl und Kreide

Bei Chioggia, u. T.
An der Autobahn, u. T.
Aulandschaft, u. T.
In der Au, u. T.

September–Oktober 1956: Einzelausstellung
Linz, Oberösterreichisches Landesmuseum

Bei Kitzbühel, u. T.
Bergstadt, u. T.
An der Rodl, u. T.
Bei Alkoven, u. T.
Comacchio, u. T.
Trulli bei Albarello I, u. T.
Bei Stalino, u. T.

Juni–August 1968: Einzelausstellung zum 75. Geburtstag
Linz, Festsaal des BRG II Fadingerstraße

Sibirische Tundra, Öl
Sibirischer Bauernhof, Öl
Samojedenschamane, Öl
Lüneburger Heide, Öl
Warscheneck, Öl
Am Dachstein I, Öl
Welser Heide, Öl
Bei Kitzbühel, Öl
Krippenstein, Öl
Am Dachstein II, Öl
Waxenberg, Öl
Bischofsmütze, Öl
Eiskarspitz, Öl
Sibirische Taiga, Öl
Am Dachstein III, Öl
Burghausen, Tempera
Matterhorn I, Öl
Bei Heiligenblut, Öl
Am Mondsee, Öl
Grab am Dnjepr, Öl
Am Dnjepr, Öl
Ukraine I, Öl
Ukraine II, Öl
Hohe Tauern, Öl
Linz/Hofberg I, Öl
San Marino, Öl
Johannisberg, Öl
Linz/Hofberg II, Öl
Amphitheater in Aosta, Öl
Hoher Dachstein, Öl
Bei Venedig, Öl
Matterhorn II, Öl
Vor Leonding, Öl
Am Montblanc I, Öl
Ortona (Italien), Öl
Campagna, Öl
Volterra, Öl
Tote Stadt I, Öl
Schweizer Berge, Öl
Im Apennin, Öl

Bei Gizeh, Öl
Tote Stadt II, Öl
Lago di Bolsena, Öl
Ortona II, Öl
Am Montblanc II, Öl
Am Montblanc III, Öl
Giganten Kastell, Öl
Peschici, Öl
Breithorn, Öl
Ischia I, Öl
Vulcano, Öl
Ischia II, Öl
An der Adria, Öl
In Volterra, Öl
Trulli (Süditalien), Öl
Ischia III, Öl
Am Dachstein IV, Öl
Ischia IV, Öl
Mare Jonico, Öl
Parkbad, Pastell
Dachstein, Pastell
Schloßpark, Pastell
Nordlicht, Pastell
Sibirische Stadt, Pastell
Rußland, Pastell
Am Ob/Sibirien, Pastell
Sibirien, Pastell
In Sibirien, Pastell
Mühlviertel, Pastell
Bei Schwaz/Tirol, Pastell
Glocknerstraße, Pastell
Bei Venedig I, Pastell
Bei Venedig II, Pastell
Brückenbau in Linz, Pastell
Adriaküste (Jugoslawien), Pastell
Bei Kitzbühel, Pastell
An der Adria, Pastell
Hauptplatz in Linz, Pastell
Breithorn (Schweiz), Pastell
Zermatt, Pastell
Matterhorn I, Pastell
Matterhorn II, Pastell
Frühling, Pastell
Almhütte, Pastell
Madeira, Pastell
Tote Stadt I, Pastell
Apennin, Pastell
Tuscania, Pastell
Italienische Bergstadt, Pastell
Tote Stadt II, Pastell
Castell Volturno, Pastell
Im Apennin, Pastell
Porto Santo, Pastell
Ischia I, Pastell
Assisi, Pastell
Ischia II, Pastell
Tote Stadt III, Pastell
Sicilien I, Pastell
Ibmer Moos, Pastell
Am Nil, Pastell
Sicilien II, Pastell
Bei Luxor, Pastell
Vulcano I, Pastell
Vulcano II, Pastell
Assuan, Pastell
Herbst, Pastell
Neusiedler See, Pastell
Californien, Pastell
Monument Valley (USA), Pastell
Indianischer Pueblo, Pastell
Todesstiege (Mauthausen), Pastell
Hofberg in Linz, Pastell
Pazifik, Pastell
Fellachenhütte (Gizeh), Pastell
In Kairo, Pastell
Cheopspyramide, Pastell
Bei Assuan, Pastell
Menon Coloss, Pastell
Tal der Könige (Ägypten), Pastell
Chefrenpyramide, Pastell
Rhodos I, Pastell
Rhodos II, Pastell
Linzer Schloß I, Pastell
Djerba (Tunis), Pastell
Am Montblanc, Pastell
Myconos I, Pastell
Myconos II, Pastell
Myconos III, Pastell

Rhodos III, Pastell
Djerba II, Pastell
Linzer Schloss II, Pastell
Olympia, Pastell
Herbstwald, Pastell
Unteritalien, Pastell
Vulcano III, Pastell
Am Dachstein, Pastell
Mühlviertel, Pastell
Donauau, Pastell
Myconos IV, Pastell
Samojedenzelt, Pastell

Mai–Juni 1969: Gruppenausstellung „Linz im Bild seit 1945“
organisiert durch das Stadtmuseum Linz
Wien, Sezession

August–September 1970: Verkaufsausstellung
Linz, Panther-Passage

65 Pastelle

Mai–Juni 1971: Einzelausstellung zum 78. Geburtstag Hans Frantas
Linz, OÖ Landes-Hypothekenanstalt

Pastelle

Juni–Juli 1976: Einzelausstellung „Hans Franta. Frühe Arbeiten und Pastelle“
Linz, Neue Galerie der Stadt Linz, Wolfgang-Gurlitt-Museum

ca. 70 Pastelle, Aquarelle, Gouachen und Zeichnungen

Tomsk, Tempera
Holzhütte im Schnee, Aquarell
Haus im Schnee, Aquarell
Häuser im Schnee, Aquarell
Russische Landschaft, Tempera
Hafenansicht, Aquarell
Am Ob, Aquarell
Sibirische Stadt, Aquarell
Russisches Dorf im Schnee, Aquarell
Landschaftsformation, Aquarell
Russische Stadt, Aquarell
Weg der Verbannten, Aquarell
Dorf, Aquarell
Winternacht, Aquarell
Hügel mit Steinen, Aquarell
Holzhaus, Tempera
Berge, Tempera
Hafen, Aquarell
Schiffe im Hafen, Aquarell
Sibirischer Schamane, Tusche
Hafen mit Schiffen, Aquarell
Tomsk, Häuser im Schnee, Aquarell
Sibirische Landschaft, Aquarell
Holzhütte, Tusche
Tomsk, Aquarell
Tomsk, Tusche
Hafen, Sepia
Tomsk, Schuppen im Schnee, Tempera
Obmündung, Aquarell
Holzhütte im Schnee, Aquarell
Niagara, Pastell
Niagara, Pastell
Djerba, Pastell
An der Donau, Pastell
Rhodos, Pastell
Sizilien, Pastell
Montegargano, Pastell
Bergstadt in Italien, Pastell
Olympia, Pastell
Olympia, Pastell
Herbst, Pastell
Sibirien, Pastell
Auf Mykonos, Pastell
Chioggia, Pastell
Vor Rhodos, Pastell
Berge, Tempera
Alte Donau, Pastell
An der Donau, Pastell
Im Pazifik, Pastell

Juli–August 1976: Verkaufsausstellung
Wien, Galerie Herzog im Pferdestall

(mit Leihgaben des Stadtmuseums Linz Nordico, der Neuen Galerie der Stadt Linz und des Wolfgang Gurlitt-Museums)

Januar–März 1977: Einzelausstellung „Oberösterreich“
Linz, Volkskreditbank Hauptanstalt

16 Pastelle, Holz- und Linolschnitte

Juli–August 1978: Einzelausstellung
Linz, Franz Hillinger Altenwohnheim

Mai–Juni 1978: Verkaufsausstellung
Linz, Galerie Lehner

Pastelle und Zeichnungen

Tulli in Apulien, Pastell

März 1979: Verkaufsausstellung
Wien, Galerie am Rabensteig

Sibirien, Pastell

Oktober 1979: Verkaufsausstellung
Linz, Galerie Lehner

Pastelle

Mai 1980: Verkaufsausstellung
Wels, Galerie Forum

Pastelle

Oktober–November 1981: Verkaufsausstellung
Linz, Galerie Lehner

Mai–Juni 1982: Verkaufsausstellung „Pastelle und Zeichnungen aus 50 Jahren“
Wien, Galerie Schwarzer

Zeichnungen, Aquarelle, Pastelle

Juni–Juli 1982: Einzelausstellung
Linz, Pflegeheim Sonnenhof

Januar–Februar 1983: Einzelausstellung
Traun, Oberbank

Pastellbilder und Studien

Juni–Juli 1983: Verkaufsausstellung
Linz, Galerie Lehner

Juni–September 1984: Gruppenausstellung zur 41. Biennale
Venedig, Palazzo Giustinian Lolin

Februar–März 1986: Verkaufsausstellung
Linz, Galerie Lehner

April–Mai 1987: Verkaufsausstellung
Linz, Galerie Lehner

34 Pastelle, Aquarelle

Februar 1989: Verkaufsausstellung
Linz, Galerie Lehner

50 Pastelle, Aquarelle und Zeichnungen

Dezember 1989–Januar 1990: Gruppenausstellung „Meisterzeichnungen der Klassischen Moderne“
Linz, Stadtmuseum Linz Nordico

August 1991: Gruppenausstellung „Secessionist Art“
organisiert durch die Neue Galerie der Stadt Linz, Smithsonian Traveling Exhibition Service
USA, Annapolis, St. John’s College, Elizabeth Myers Mitchell Gallery

Juni–Juli 1993: Einzelausstellung „Zum 100. Geburtstag von Professor Hans Franta“

Linz, Franz-Hillinger-Seniorenwohnheim

Im Apennin I, Öl
Agrigent (Sizilien), Öl
Klis (Dalmatien/Bergfestung), Öl
Wolken über dem Großglockner, Öl
In Kalabrien (Unteritalien), Öl
Am Großglockner I, Öl
Bildnis Frantas (Akademie), Öl
Aosta (Amphitheater), Öl
Böckstein (Gasteiner Tal), Öl
Ukraine I, Öl
Ukraine im Winter, Öl
Am Lago di Bolsena, Öl
Am Großglockner, Öl
Linz (VOEST-Gelände), Öl
Hollederergraben (Linz), Öl
Ukraine II, Öl
Sizilien (Polyphem-Felsen), Öl
Bei Gurgl (Ötztal/Tirol), Öl
Taormina (Sizilien), Öl
Im Apennin II, Öl
Ischia (bei Neapel), Öl
Ortona (Adria) I, Öl
Ortona (Adria) II, Öl
Tote Stadt (Italien) I, Öl
Am Matterhorn (Schweiz), Öl
Sibirien (Hütten im Schnee), Öl
An der Adria (bei Pescara), Öl
Campagna, Öl
Kalabrien (Trulli), Öl
Olympia (Griechenland), Öl
Tote Stadt (Italien) II, Öl
Altes Kloster in Russland, Öl
Don Quixote, Öl
Am Montblanc, Öl

September 1993: Verkaufsausstellung
Linz, Galerie Lehner

36 Pastelle, Aquarelle, Zeichnung

Juni 1994: Verkaufsausstellung
Linz, Seniorenheim Urfahr

April–Mai 1995: Einzelausstellung „Österreichische Landschaften"
Linz, Volkskreditbank

Juli 1997: Einzelausstellung „Österreich – Italien"
Tillysburg, Akademie Schloss Tillysburg

Ölbilder

Februar 1998: Verkaufsausstellung
Linz, Galerie Lehner

Juni–Juli 1998: Einzelausstellung
Linz, Allgemeinen Sparkasse OÖ

Stromboli, Pastell
Ukrainische Landschaft, Pastell
Mittelmeer, Pastell
Grand Canyon, Pastell
Utah, Pastell
Steilküste am Meer, Pastell
Blick von Kirchschlag, Pastell
Monument Valley, Pastell
Samojedenzelt am Fluss, Pastell
Russische Hügellandschaft, Pastell
Samojedenlager, Pastell
Berghütte, Pastell
Stadt in Sibirien, Pastell
Verbrannter Wald, Pastell
An der Adria, Pastell
Bei Gizeh, Pastell
Herbst, Pastell
Sibirien, Pastell
Brand in der Taiga, Pastell
Itri, Pastell
Herbstwald, Pastell
Bei Luxor, Pastell
Torre D'Egnacia, Pastell
Ischia-Küste, Pastell
Porto Santo, Pastell
Bergstadt, Pastell
Mykonos, Pastell
Breithorn, Pastell

Attersee I, 1939, Pastell
Mühlviertel I, Pastell
Ibmer Moos I, Pastell
Mühlviertel II, Pastell
Mühlviertel III, Pastell
Burg im Abendrot, Pastell
Attersee II, Pastell
Gebirgsmassiv, Pastell
Innviertel, 1948, Pastell
Lobenstein, Pastell
Attersee III, Pastell
In der Au, Pastell
Gosaugletscher, Pastell
Attersee IV, 1935, Pastell
Italienische Bergstadt, Pastell
Olympia, Pastell
Ibmer Moos II, Pastell
Dachstein, 1925, Öl
Johannesberg/Glockner, Öl
Am Wallersee, Öl

August 2002: Einzelausstellung des Vereins der Freunde Hans Frantas
Luxemburg

Juni–Juli 2003: Einzelausstellung
Linz, Bibliotheks-Center Urfahr

Oktober 2005: Einzelausstellung des Vereins der Freunde Hans Frantas
Linz, Hotel Courtyard

2007: Ausstellung aus der Sammlung Daun
Linz, Galerie der Berufsvereinigung Bildender Künstler

Oktober–Oktober 2009:
Einzelausstellung des Vereins der Freunde Hans Frantas
Linz, Marriott

Januar–April 2009: Gruppenausstellung „LINZ BLICK“
Linz, Lentos Kunstmuseum

September 2008–März 2009:
Gruppenausstellung „Kulturhauptstadt des Führers“
Linz, Schlossmuseum

Januar–Februar 2011:
Verkaufsausstelung
Wien, Galerie Lehner

März–Mai 2011: Einzelausstellung „Hans Franta – Sibirien“
Linz, Stadtmuseum Linz Nordico

Friedrich Neugebauer, die Neue Bewegung, die Hohe Schule in Linz und seine Freunde

Zum 100. Geburtstag des bedeutenden Schriftkünstlers

Von Wilfried Posch

Die neue Bewegung

Der Zeitabschnitt um 1900, in den Friedrich Neugebauer hineingeboren worden ist, wird heute in der Kunstgeschichte oft als Beginn der „Neuen Bewegung" bezeichnet. Alle jene Kräfte, die auf den Gebieten des Gewerbes, des Handwerks, der Industrie, der Werkkunst, der Architektur, des Städtebaus und der Erziehung eine neue ästhetische Kultur schaffen wollten, werden damit umschrieben. In diesen Dezennien sind zahlreiche Vereinigungen gegründet worden, die Träger jener Gesinnung waren. Es sei hier nur stellvertretend der 1907 gegründete Deutsche Werkbund genannt, dem 1912 der Österreichische folgte. Er hat zum Ziel gehabt, Kunst, Handwerk und Industrie zu gemeinsamer Arbeit zu vereinen und eine neue Formgestaltung vom „Sofakissen bis zum Städtebau" zu erreichen.

Die Erfindung des Buchdruckes im 16. Jahrhundert hat, vom Handwerklichen und Technischen her gesehen, in der Schriftkunst ein neues Zeitalter eingeleitet. Sehr bald danach ist jedoch die Vielfalt der handschriftlichen Zeichen geschwunden und der Drucker mit einer ungleich geringeren Zahl von Ausdrucksmöglichkeiten an die Stelle des Schreibers getreten.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben sich die Erzeugnisse des Letterndrucks immer mehr von der formbildenden Kraft der Schriftkunst entfernt. Der Buchdruck erreichte in diesen Jahrzehnten einen Tiefstand. Dies hat, wie auf vielen anderen Gebieten der bildenden Kunst, die Forderung nach einer Erneuerung der Schriftkultur, der künstlerischen wie der industriellen, ausgelöst. Ähnlich wie in der Architektur und im Städtebau ging das Reformstreben von England aus. Die arts-and-crafts-Bewegung mit William Morris und Edward Johnston an der Spitze bemühte sich um eine neue, qualitätsvolle Typographie.

In Österreich-Ungarn errang Rudolf von Larisch (1856–1934) mit seiner schriftkünstlerischen Tätigkeit internationale Bedeutung. Als Lehrer an der Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, an der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt, am Pädagogischen Institut der Stadt Wien und schließlich als Professor an der Akademie der bildenden Künste in Wien ist er zum Auslöser eines Schrift- und ästhetischen Werkes geworden, das bis heute über Generationen weiterwirkt. Friedrich Neugebauer ist einer seiner bedeutendsten und erfolgreichsten Schüler gewesen.

Neugebauer wurde am 16. November 1911 in Kojetein in der Markgrafschaft Mähren geboren. An die Oberrealschule schloss sich eine Lehrzeit als

Lithograph in Troppau, danach begann seine Ausbildung als Schrift- und Buchgrafiker an der Kunstgewerbeschule in Breslau. Schließlich führte ihn der Weg an die Kunstgewerbeschule in Wien, wo Rudolf von Larisch seine Talente förderte. Nach Beendigung des Studiums wirkte er bei Hertha Larisch-Ramsauer (1897–1972), die nach dem Tode Larisch's dessen Werk weiterführte, als Assistent. Daneben begann er als selbständiger Grafiker für verschiedene Verlage des In- und Auslandes zu arbeiten. Sehr früh erreichte er auch Anerkennung, so 1937 durch eine Auszeichnung auf der Weltausstellung in Paris.

Der Zweite Weltkrieg führte ihn als Soldat nach Frankreich, Polen, Russland und Italien. Zuletzt eine dreijährige Kriegsgefangenschaft nach Ägypten. In all diesen Jahren und besonders in der Kriegsgefangenschaft versuchte er seine künstlerischen Fähigkeiten auch unter schwierigsten Bedingungen weiterzuentwickeln. Bei seiner Rückkehr nach Österreich 1947 war die Austreibung der deutschen Bevölkerung und ihrer Kultur aus Böhmen und Mähren bereits vollzogen. Neugebauer fand, wie viele seiner Landsleute, in Oberösterreich eine zweite Heimat und siedelte sich in Bad Goisern an, wo er als freier Grafiker wieder zu arbeiten begann. Seine ersten Buchgestaltungen führte er für den angesehenen Otto Müller Verlag in Salzburg aus.

Er gründete eine Familie. In Ehefrau Edith fand er eine verständnisvolle Partnerin, die ihn unermüdlich unterstützte und eine klassische Mutter für die rasch heranwachsenden sechs Kinder war. Neugebauer hat uns in sein Inneres durch sein künstlerisches Werk stets Einblick nehmen lassen. So veröffentlichte er für seinen Freundeskreis in seinen bibliophilen „Meditationen" 1985 über diesen Neubeginn ein Gedicht aus dem Dezember 1947:

Für Edith ! …
Ich weiß mir eine zauberhafte Schale,
an deren Kelch ich male
ein Kreuzlein für mich hin.
In ihren guten Händen
will sich mein Leben wenden,
viel inniger zu ihm. …

Die Hohe Schule

Der Gedanke einer Hochschulgründung in Linz wurde schon im Spätherbst 1945 von Persönlichkeiten in Stadt und Land aufgenommen, wobei es bemerkenswert ist, dass man in dieser Zeit der Not angesichts der zerstörten Stadt gerade an eine Kunsthochschule gedacht hat. Justus Schmidt, Kunstreferent der Oberösterreichischen Landesregierung, legte den Plan für eine Hochschule mit dem Namen „Werkhaus Linz" vor. In Weiterführung der Ideale des Bauhauses und des Deutschen sowie des Österreichischen Werkbundes sollte in Ablehnung der herkömmlichen „akademischen Kunstlehre" eine produktive Werkgemeinschaft von Lehrern und Schülern und damit die erste Reformkunstschule Österreichs entstehen. Im Dezember 1945 wurden diese Bemühungen vom Linzer Stadtrat unter Bürgermeister Dr. Ernst Koref gutgeheißen und von Landeshauptmann Dr. Heinrich Gleißner unterstützt. Nach Überwindung rechtlicher und finanzieller Schwierigkeiten nahm die „Kunstschule der Stadt Linz" am 1. Oktober 1947 ihren Betrieb auf.

Die ersten Jahrzehnte waren von starken Persönlichkeiten geprägt, die – trotz der kulturpolitischen Einschnitte durch die verflossenen Diktaturen – ungebrochen die Ziele der Neuen Bewegung zu verwirklichen suchten. 1948 wurde der Architekt Clemens Holzmeister Protektor der Kunstschule, noch ehe er seine Lehrtätigkeit an der Akademie der bildenden Künste in Wien wieder antrat. 1949 übernahm der Maler Herbert Dimmel für zehn Jahre die Direktion der Linzer Schule. Er war von 1927 bis 1945 in verschiedenen Verwendungen an der Akademie in Wien tätig gewesen. Dimmel versuchte die Kunstschule der Stadt Linz nach dem Vorbild der Wiener Akademie zu formen, um dadurch die Voraussetzungen für den von Beginn an erstrebten Hochschulstatus zu schaffen. Gleichzeitig wurde aber auch im Sinne des Bauhausgedankens der Ausbau von Werkstätten betrieben.

Neben Herbert Dimmel wirkten Erich Buchegger, Roxane Cuvay, Heinz Bruno Gallèe, Karl Hauck, Kurt Ohnsorg, Günther Praschak, Walter Ritter, Wolfgang von Wersin und ein großer Kreis von Lehrbeauftragten. Wohl gab es manche Auseinandersetzung über die Gründungsidee und den weiteren Weg der Anstalt, doch überwog das gemeinsame Ganze, das die verschiedenen Einzelwesen seit ihrer Jugend im Sinne der Neuen Bewegung mit sich trugen. Dahinter stand auch der Wille der Politik. Ernst Koref 1957: *„Die Schule vertritt keine Kunstrichtung, sie hält aber streng auf künstlerisches Niveau. Sie lehnt jede Gleichmacherei ab, sie will keine Uniformität. Sie ringt aber um die Einheit im Geistigen, um die Unität in der Kunst, um das Gesamtkunstwerk, um die Bezogenheit der Künste aufeinander, die unserer Zeit verloren gegangen ist."*

Von den Gründungsvätern der Kunstschule beauftragt, leitete Friedrich Neugebauer ab 1949 zunächst einen zweijährigen Kurs für ornamentale Schrift. Dem folgte 1951 die Berufung zum Leiter einer Meisterschule für Schrift- und angewandte Grafik. Als nach 26-jährigen Bemühungen von Stadt und Land 1973 aus der Kunstschule der Stadt Linz die „Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung" hervorging, bestellte man Neugebauer zum Hochschulprofessor und Leiter der Meisterklasse für Schrift- und Buchgestaltung. In über dreißig Jahren bildete er eine große Zahl von Schülern aus, die heute an vielen Orten erfolgreich wirken. Die von ihm entwickelte „Linzer Schule" sieht in der Schrift den Träger geistiger Werte und versucht darüber hinaus ähnlich wie dies die chinesischen Kalligraphen getan haben, den Menschen in allen seinen Sinnen anzusprechen. Das typographisch gestaltete Buch sollte von der Wahl der Schrifttype, des Papiers, des Einbandes, des Schutzumschlages zu einem organischen und harmonischen Ganzen geformt werden. Selbstbesinnung und Selbstdisziplin, Arbeitsethos, Gefühl für Rhythmus und Raumgliederung sind bewusst für die Persönlichkeitsbildung der Schüler eingesetzt worden.

Die Freunde

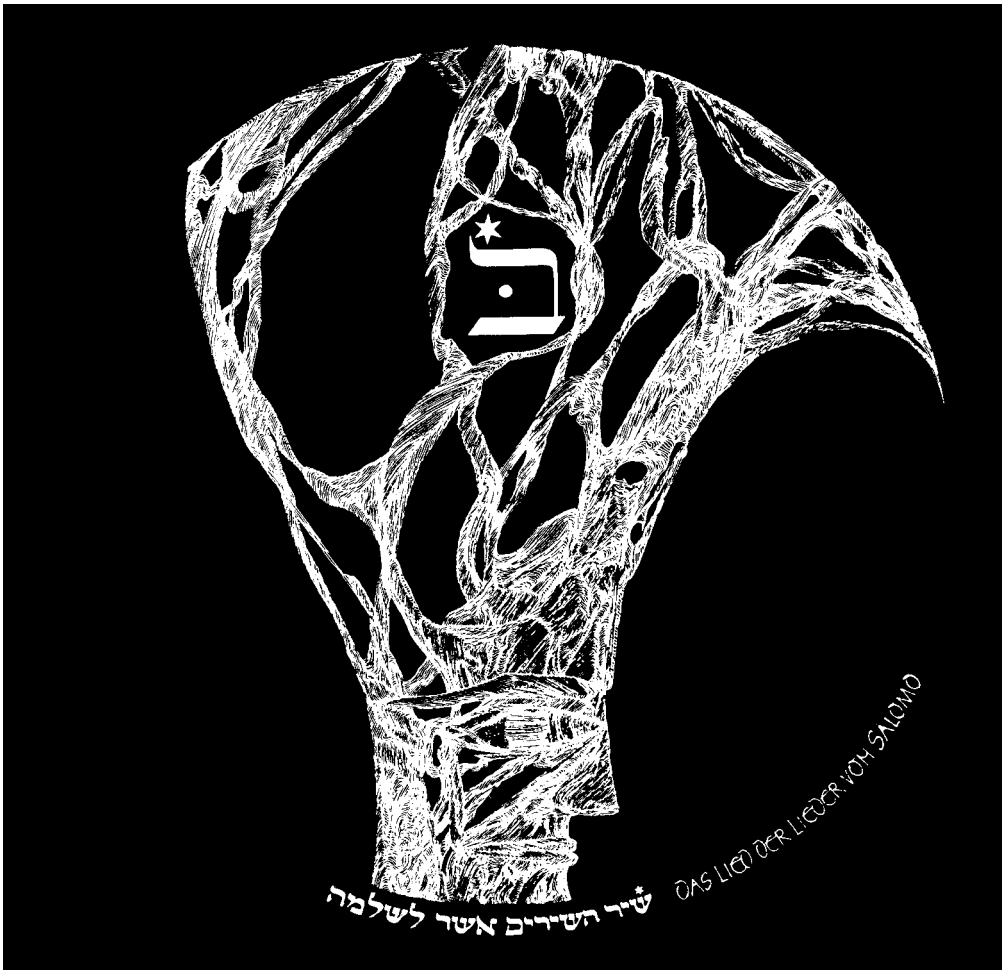
Im Kollegium der Kunstschule war Friedrich Neugebauer eine bedeutende Erscheinung, mit vielen verband ihn auch eine private Freundschaft. Stellvertretend sei hier nur Wolfgang von Wersin (1882–1976) genannt. Er hatte in München Architektur studiert und dort bis 1944 gewirkt, ehe er wie Neugebauer

später nach Bad Goisern übersiedelte. Wersin war seit 1913 Mitglied des Werkbundes und arbeitete als Entwerfer von Möbeln, Metall-, Glas-, Keramik- und Porzellangegenständen, die von namhaften Herstellern erzeugt wurden. Als Ausstellungsarchitekt, Kunsttheoretiker und Lehrer war er ein Verfechter von Klarheit, einer räumlichen Formung bei Beherrschung feiner Proportionen. Er lehrte von 1947 bis 1963 Innenarchitektur, Entwerfen sowie industrielles Gestalten und war Präsident des Oberösterreichischen Werkbundes, der das damalige oberösterreichische Kulturleben wesentlich beeinflusste und sich großer Wertschätzung erfreute. Eine tiefe Freundschaft verband Neugebauer mit Herbert Dimmel; erfüllt von gegenseitiger persönlicher und menschlicher Wertschätzung, standen sie in einem ständigen Gedankenaustausch, den sie in der Freizeit oft mit Wanderungen auf den Goiserer Kalmberg verbanden. Auch den Bildhauer Walter Ritter schätzte Neugebauer sehr. Mit Ritter war er der Auffassung, dass die Kunst aus der Einheit des Lebens komme und nicht bloß einem begrenzten Zweck, sondern dem ganzen Menschen zu dienen habe.

Clemens Holzmeister urteilte 1950 aus der Sicht des Protektors: *„Der Aufstieg und die vorbildliche pädagogische Durchbildung der Linzer Kunstschule ist nicht zuletzt der glücklichen Zusammensetzung des Lehrkörpers zu verdanken. Ihr gesundes Wachstum ist für Österreich eine der erfreulichsten Kulturerscheinungen schwerer Nachkriegszeit."* Holzmeister war Neugebauer durch die gemeinsame Arbeit an einem Buch der „Österreichischen Staatsdruckerei" verbunden, die er auch in seiner Selbstbiographie erwähnte. 1955 veröffentlichte Holzmeister mit seiner Frau Gunda, einer begabten Berufsfotografin, das Buch „Bilder aus Anatolien". Die von Holzmeister gepriesene Buchgestaltung oblag Friedrich Neugebauer.

Aber auch im Umfeld der Hohen Schule fanden sich Persönlichkeiten, die das Kulturleben bereicherten. Hier sei – ebenfalls stellvertretend – Hanns Kreczi (1912–2003) genannt, mit dem Neugebauer bis an dessen Lebensende befreundet war. Kreczi war unter anderem von 1948–1952 Leiter des Kulturamtes und dann bis 1977 Kulturverwaltungsdirektor der Stadt Linz. Sein Einfluss war groß. Wo immer man sich mit der Nachkriegszeit in Linz beschäftigt, wird man auf seine Arbeiten stoßen, von der Stadtgeschichtsforschung oder der Altstadterhaltung bis zur Gründung der Hohen Schulen.

Darüber hinaus entwickelte Neugebauer sein Atelier und gründete 1963 den Verlag „Neugebauer Press" in Bad Goisern. Die wohlgestalteten Werke seines Verlages wurden mit sechs Staatspreisen in Österreich und zahlreichen Auszeichnungen im Ausland gewürdigt. Sein künstlerisches Schaffen war sehr bald gesucht, er gestaltete Schriftblätter, Urkunden verschiedenster Art, Diplome, Bücher, Bucheinbände, Schutzumschläge, Plakate, Broschüren und Faltblätter sowie Werbemittel aller Art. Sehr viele Aufträge kamen von der Stadt Linz, vom Land Oberösterreich und der Kammer der gewerblichen Wirtschaft, aber auch von den beiden Hohen Schulen in Linz. Beispielhaft für viele dieser Werke sei hier nur auf die typographische Gestaltung der Eröffnungsschrift der heutigen Johannes-Kepler-Universität aus dem Jahr 1966 verwiesen. Wer sich heute mit diesen Druckwerken aus-



„Das Hohelied Salomons". Aus: Friedrich Neugebauer: „Bibliophile Buchgraphik, Schriftgraphik", Verlag Neugebauer Press, Salzburg 1982

einandersetzt, wird die Feststellung nicht übertrieben finden, dass Neugebauer dem kulturellen Bild dieser Zeit ein Gesicht gegeben hat. Mit dem Erscheinen seines Lehrbuches „Kalligraphie als Erlebnis, Baugesetze der Schrift und Schule des Schreibens" im Jahr 1979 hat Neugebauer seine Schule nicht nur im gesamten deutschen Raum bekannt gemacht. Durch eine Übersetzung ins Englische (The Mystic Art of Written Forms) hat das weiterentwickelte Gedankengut Rudolf von Larisch's auch im englisch-amerikanischen Sprachraum Widerhall und begeisterte Aufnahme gefunden.

Das Alterswerk

Die Emeritierung als Ordentlicher Hochschulprofessor im Jahre 1982 hat es

„Angelika Kaufmann". Aus: Friedrich Neugebauer: „Bibliophile Buchgraphik, Schriftgraphik", Verlag Neugebauer Press, Salzburg 1982

ihm ermöglicht, sich nun verstärkt neuen Aufgaben zuzuwenden. Die technische Herausforderung des Computerzeitalters annehmend, versuchte Neugebauer, ähnlich wie nach der Erfindung des Buchdrucks nun in die Computertypographie künstlerische Gestaltung einfließen zu lassen. Nach und nach schuf er Schriftprogramme, die über Computer nun auch im Buchdruck zum Einsatz kommen können.

In diesem Lebensabschnitt widmete er sich auch dem Aufbau des „Schrift- und Heimatmuseums Bartlhaus" in Pettenbach im Almtal. Friedrich Neugebauer ist einer der Mentoren für dieses erste Museum in Österreich, welches sich der Schrift- und Ex-libris-Kunst widmet und dieser besondere Aufmerksamkeit schenkt. Das Museum, errichtet mit Unterstützung des Landes, hat sich seit der Eröffnung vor fast zwanzig Jahren in seiner Besonderheit und Einzigartigkeit gut entwickelt und ist durch das inzwischen eingerichtete Atelier, das einem Sommerkurs dient, auch zu einer tätigen Pflegestätte der Schriftkunst geworden. Das ist umso wesentlicher,

als in den Schulen, auch in den Hohen Schulen, dem Schriftschreiben leider nahezu keine Bedeutung mehr zugemessen wird.

Diese Tendenz ist Neugebauer bis in die letzten Lebensmonate eine immer wiederkehrende Sorge gewesen. So hat er geschrieben: *„Die Pflege des Schrift Schreibens ist eine wichtige, eine die Allgemeinheit tief berührende Angelegenheit. Der Unterricht in Schriftschreiben hat in der Ausbildung für alle Berufe der Gestaltung fundamentale Bedeutung. Er gehört in allen Schulen an hervorragende Stelle. Gute Schrift pflegen sollte Jedermann, ob er es praktisch verwerten kann oder nicht."* Nach einem Ausspruch von Peter Behrens lange vor unseren Tagen ist die Schrift der Spiegel der Seele eines Volkes. Im November 1998 hat Friedrich Neugebauer geschrieben: *„Eins weiß ich, das ewig lebt: die Schrift – sie trägt die Botschaft von Seele zu Seele!"*

Prof. Friedrich Neugebauer, 2004

Eine besondere Beziehung

Friedrich ist für mich ein väterlicher Freund gewesen. Als Student der Architektur an der Akademie der bildenden Künste in Wien habe ich noch eine Prüfung in „Ornamentaler Schrift" bei Otto Hurm, der ebenfalls Larisch-Schüler gewesen ist, abgelegt. Seine Lehre hat mich stark beeinflusst, nicht zuletzt auch durch Larisch's berühmtes Buch über den Schriftunterricht, das in elf Auflagen erschienen ist. In der Auseinandersetzung mit der Schriftform sehe ich noch heute eine Grundlehre der Gestaltung, übertragbar auf die verschiedensten Gebiete.

Meine Gespräche mit Friedrich waren daher von gegenseitigem Verständnis und Einverständnis getragen. Als Kenner von Büchern bewunderte ich seine große Bibliothek, seine Sammlung von Steinen und die beschauliche Ruhe, die er, sein Heim und seine Werkstätte ausstrahlten. Auch in der Wertschätzung von Haus und Garten als beste Wohnform für Jung und Alt stimmten wir überein. Friedrich und Edith führten ein gastfreundliches Haus; eingebettet in die Bergwelt Goiserns, fühlte man sich stets gut aufgenommen und mit Strudel und Wein bestens bewirtet. Friedrich war einerseits Familienmensch, der mit seinen Söhnen Michael und Hannes gern eine Partie Schach spielte, vertiefte sich aber ebenso gern bei Spaziergängen allein in die Natur.

Bei meinem letzten Besuch, wenige Monate vor seinem Tode im Frühjahr 2005, hatten wir über die Predigt Joseph

Kardinal Ratzingers anlässlich der Eröffnung des Konklaves gesprochen.

Der nachmalige Papst Benedikt XVI. beklagte darin die „Diktatur des Relativismus" als Krankheit unserer Zeit. Sie hat leider auch unsere Schriftkultur erfasst.

In diesem Sinn hat Friedrich Neugebauer im April 2003 festgestellt: *„Ich komme also von der Schrift her, dieser ganz verhaltenen mönchischen Disziplin, die alles Begriffliche und den unsagbar tiefen Sinn eines Wortes mit der Schrift zusammenschließen will und es möglichst klar aussagt und mitteilt."*

Zum Ableben von

Prof. Dr. Harry Slapnicka

Sein Oeuvre gehört zum ersten Bestand oberösterreichischer Zeitgeschichtsschreibung. Im August 2011 ist Harry Slapnicka, der diesem Land als Wissenschaftspublizist, Historiker und Forscher Bleibendes hinterlassen hat, 92-jährig verstorben.

In Kladno (Böhmen) am 29. Oktober 1918 als einer von drei Sprösslingen eines Lehrerehepaares geboren, studierte Slapnicka an der Prager Universität Jus, Geschichte und Politologie, promovierte 1940 zum Dr. jur. und kam nach dem Kriegsdienst im Herbst 1946 nach Oberösterreich und Linz. Dort wirkte er vorerst als Leiter des Sekretariats der Diözesancaritas, dann von 1955 bis 1971 als Redakteur, zuletzt Chefredakteur, des „Volksblattes", um schließlich parallel zum Aufbau und zur Leitung der neuen Abteilung „Zeitgeschichte & Dokumentation" beim Oö. Landesarchiv Zug um Zug an die Realisierung seines – Beruf und Berufung verbindenden – fachpublizistischen Lebenswerkes zu gehen.

Seit 1975 führender Exponent der Reihe „Beiträge zur Zeitgeschichte Oberösterreichs", lieferte Harry Slapnicka mit Titeln wie „Oberösterreich zwischen Bürgerkrieg und Anschluss", „Oberösterreich – Als es Oberdonau hieß" oder „Oberösterreich – Unter Kaiser Franz Joseph" anerkannte Meilensteine zur Historiographie der jüngeren Vergangenheit unseres Landes. Seiner nimmermüden Feder verdanken sich zusätzlich mehr als 300 Aufsätze und Artikel für wissenschaftliche Zeitschriften, darunter auch die „Oberösterreichischen Heimatblätter", wo der verheiratete Vater dreier Kinder bis ins fortgeschrittene Alter als Autor präsent war.

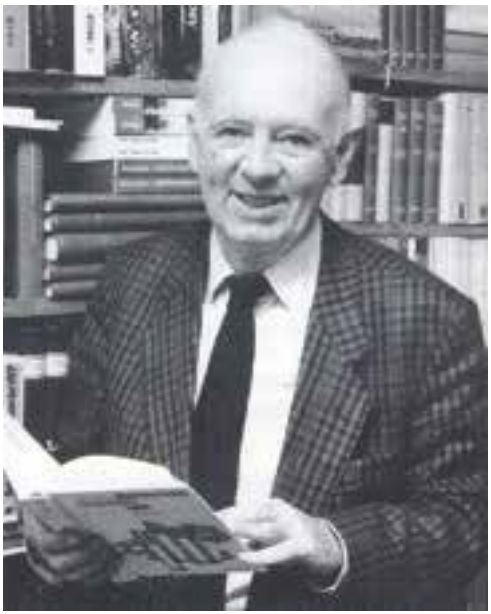


Foto: Linschinger

Die exzellente Vermittlung sachlich fundierter Information in leicht verständlicher Sprache war Markenzeichen und Gütesiegel dieser Feder, und entsprechend lang ist die Liste verdienter, hoher und höchster offizieller Würdigungen – von der Verleihung des Professorentitels (bereits 1974) über den Oö. Landeskulturpreis und die Kulturmedaille des Landes bis hin zum Österreichischen Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst I. Klasse.

Camillo Gamnitzer

„WO DRÜCKT DER SCHUH? VOLKSKULTUREN ZWISCHEN TRADITION UND MODERNE.“ VIER REFERATE DER JAHRESTAGUNG 2011 DES OÖ. FORUM VOLKSKULTUR

Traditionelle und moderne Volkskultur am Beispiel Blasmusik

Von Norbert Hebertinger

Zum Thema

Bei uns (Oberösterreichischer Blasmusikverband) drückt der Schuh nicht, unsere Schuhgröße passt. Wir entwickeln uns ständig und nehmen die laufenden Herausforderungen im Spannungsfeld zwischen der traditionellen und modernen Bläsermusik wahr.

Der Begriff „modern“

Wir leben in einer Zeit, wo wir uns permanent der Zeit anpassen müssen – nach dem Motto „Wer nicht mit der Zeit geht, geht mit der Zeit!“

Spannend ist daher, dass trotz dieser raschen Entwicklung das wichtige traditionelle Kulturgut nicht verloren geht, dass wir die Wurzeln nicht vergessen.

Würden wir das Zeitrad ins Mittelalter zurückdrehen, wäre man hier mit den vielen modernen Auffassungen wahrscheinlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. Diese Zeit schreibt – Gott sei Dank – Geschichte.

Vielleicht sollte der Begriff „modern“ mit dem Adjektiv „attraktiv“ erweitert werden.

Der Oberösterreichische Blasmusikverband im Überblick

In Oberösterreich haben wir ein Landesmusikschulwerk, das europaweit Vorbildwirkung hat. Unser großer oberösterreichischer Generalmusikdirektor Franz Welser Möst behauptet sogar, dass er ein so flächendeckendes Musikschulnetz nirgends auf der Welt entdecken konnte.

Der OÖ. Blasmusikverband hat schon vor über 30 Jahren den Puls der Zeit erkannt und arbeitet zielorientiert mit dem OÖ. Landesmusikschulwerk zusammen.

Die große blühende Wiesenfläche, das Land OÖ, wo der Baum – der OÖ. Blasmusikverband – 1948 gepflanzt wurde.

Die Wurzeln des Baumes sind stark geprägt von Musik, Bildung, Gesellschaft und Kultur. Der Stamm – das Kulturland Oberösterreich, der Landesverband, 16 Bezirksverbände, 481 Musikvereine mit 24.035 Musikerinnen und Musikern, davon 18.238 unter 30 Jahren.

Im breiten Netz der 150 oberösterreichischen Landesmusikschulen werden

Vergleich – der OÖ. Blasmusikverband, symbolisch als Baum:

rund 53.100 SchülerInnen unterrichtet, rund 25 % in Ausbildung für die Blasmusikkapellen.

Die Äste: Wertungsspiele, die OÖ. Militärmusik, Marschieren, Konzerte, kirchliche und weltliche Anlässe, Proben, Talente, Jugendorchester und vieles mehr.

Die vielen Blätter bringen das Blühen und Weiterentwickeln der gesamten Kulturszene rund um die Blasmusik zum Ausdruck.

Zusätzlich einige Zahlen (per anno):

- 17.400 Veranstaltungen
- 27.500 Proben
- 720 Konzert- und Marschwertungen
- 200 Wettbewerbe „Musik in kleinen Gruppen"

Säule 1 – Personelle Entwicklung

- Bunt gemischt, der Frauenanteil überwiegt
- Früher war die Blasmusik eine reine Männerdomäne
- Waren es früher pro Klangkörper rund 25 bis 30 MusikerInnen, sind es heute zwischen 50 und 60 Personen
- Der Altersschnitt lag früher bei 45 Jahren, nun liegt er bei rund 28 Jahren

Basierend auf 3 Säulen werden einige Vergleiche und Entwicklungen dargestellt:

Säule 2 – Künstlerische Entwicklung

Früher:
- die gesellschaftlichen Anlässe im Ort wurden musikalisch umrahmt

Heute:
- Fortbildung durch Wertungsspiele für Orchester und Ensembles
- Bläserakademie für alle Mitglieder in den Vereinen
- Musizieren in Ensembles, daher verschiedene Besetzungen
- Jugendorchester
- Konzerte mit Themen (Frühling, Film u. v. m.)

Beispiel – Programme

Musik:
Vario Brass: Ensembleliteratur – früher Entchen von Tarau
Heute: 1. Satz einer Popsuite für Blechbläser

Säule 3 – Gesellschaftspolitische Entwicklung

Warum ist die Blasmusik auch für die Jugend so interessant?
- Jugend- und Erwachsenenbildung

Einladung zum Wunschkonzert
Programm

Jubiläumskonzert
Programm
1810
1820
1830
1840
1851
1885
1913
1920
1932
1947
1956
1982
2011
JUMBO
Leitung Veronica Jäger
OLYMPIC TUNE
Thomas Berghoff
IRISH DREAM
Kurt Gäbler
MARKTKAPELLE
Leitung Mag. Alois Wimmer
AKADEMISCHE FESTFANFARE
Peter Graham
KAISER WALZER
Johann Strauß
STYMPHONIC SUITE AUS "FAR AND AWAY"
John Williams
TITANIC MEDLEY
James Horner
ACHTUNG SCHÖNAUT (Uraufführung)
Johann Kreuzmayr
PAUSE
GLENN MILLER MEDLEY
Glenn Miller
FILMMUSIK AUS "DER DRITTE MANN"
Solistin: Susanne Luger, Zither
Anton Karas
WEST SIDE STORY
Leonard Bernstein
MICHAEL JACKSON: KING OF POP
Michael Jackson
UNSERER PUBLIKUM!
Alois Wimmer

- Aus- und Weiterbildung
- Hoher Qualitätsanspruch
- Soziales Umfeld
- Der Umgang miteinander und daher das starke Wir-Gefühl
- Jung und Alt begegnen sich mit Freude und musizieren gemeinsam
- Zeitgemäße Probenräume und Kultursäle auch in den Landgemeinden und -regionen.

Die Blasmusik wird auch in Zukunft im Mittelfeld der Kulturszene Oberösterreich den Ton angeben.

Die Jugend mit der qualitativ hochwertigen Ausbildung in den oberösterreichischen Landesmusikschulen wird das pulsierende und innovative „Zeitrad" MUSIK in Schwung halten und vorantreiben.

Musik, Bildung und Kultur werden daher einmal mehr im EIN-KLANG stehen!

Modern und ohne Moder

Einige Überlegungen zur gegenwärtigen Situation des Amateurtheaters in Oberösterreich

Von Josef Mostbauer

Amateure – die spielen doch hauptsächlich angestaubte, leicht vermoderte Stücke von irgendwelchen Stückeschreibern, die sich in Klischees über das Landleben ergehen. Natürlich gibt es sie, und zwar zuhauf: Landauf, landab werden sie gespielt – die leichten Komödien, Possen, Schwänke, Lustspiele, Stücke aus dem bäuerlichen Milieu. So kennen wir sie, die Laienspielgruppen aus Pfarren, Chören, der Feuerwehr und anderen Vereinen. Und natürlich ist es genau dieses Repertoire an Bühnenliteratur, das ausverkaufte Pfarr- oder Gasthaussäle garantiert. Qualität hin, Qualität her. Darum geht es hier gar nicht. Vorrangig soll's eine Gaudi sein. Das Publikum quittiert jubelnd den Auftritt eines lokalen Komödienstars, noch bevor dieser oder diese ein Wort gesagt hat. In der Pause gibt's eine gute Jause, und nachher sitzt man noch mit den DarstellerInnen bei einem Bier zusammen. Alle sind zufrieden, auch die Einnahmen können sich sehen lassen. So weit, so gut.

Modernes Theater? Nein, danke. Ist mir zu anstrengend.

Das ist nur zu oft die erste Abwehrhaltung, der wir begegnen. Welche Vorurteile stecken in Sätzen wie: „Ich will mich bloß unterhalten." Heißt das, modernes Theater tut das nicht? Heißt das, modernes Theater ist langweilig und schwierig? Oder ist modern gar ein Schimpfwort, ein Synonym für – ja wofür eigentlich? Es gibt wohl kaum einen diffuseren Begriff unserer Gegenwartssprache als das Wort „modern". Ist zum Beispiel Felix Mitterer modern, obwohl er ganz in der Tradition des Volksstücks steht? Oder ist Friedrich Dürrenmatts „Besuch der alten Dame" – uraufgeführt vor nunmehr 50 Jahren, modern?

Ist ein Theaterstück über Wilderer in Molln nichts anderes als das Schauen in eine vielleicht romantisierte Vergangenheit? Keineswegs. Denn letztlich kommt es auf die Bearbeitung, die Inszenierung, die Idee, die Wahrhaftigkeit an, mit der Inhalte auf die Bühne gebracht werden. Der manchmal umstrittene Begriff „Regietheater" darf durchaus auch beim Amateurtheater in den Mund genommen werden. Nur dort wird Regietheater für mich anrüchig, wo ein Regisseur eine Inszenierung und/oder das Ensemble zur bloßen Selbstbeweihräucherung missbraucht. Diese Gefahr ist allerdings im Amateurtheater wesentlich geringer als bei den Profis. Jedes Theater braucht gute RegisseurInnen. Jedes Theater braucht Köpfe, die neue Ideen kreieren. Einem – unter Anführungszeichen – verstaubten Stück ein neues Gewand anzuziehen kann durchaus eine lohnende Aufgabe sein und dem Publikum neue Sichtweisen auf bisher Gewohntes eröffnen.

„Die Besuchszeit", Marchtrenk.

In den letzten fünfzehn, zwanzig Jahren hat sich im Amateurtheater vieles bewegt. Immer öfter tauchen, wenn man den Programmteil etwa des „blick. punkt", der Zeitschrift des Verbandes Amateurtheater OÖ, durchblättert, Stücke abseits des üblichen „Bauernstück"-Mainstreams auf. Gruppen wagen sich an ungewöhnliche Themen, versuchen sich an neueren Theaterformen wie der Groteske, der Clownerie und des Slapstick oder beschäftigen sich mit dem Einsatz von Film und Elektronik auf der Bühne. Zeitkritik hat genauso Platz gefunden wie die Aufarbeitung von Vergangenheit oder sexueller Missbrauch.

Einige Beispiele seien an dieser Stelle angeführt. Alle genannten Stücke sind übrigens in den letzten Jahren in Oberösterreich aufgeführt worden:

- Felix Mitterers Stücke – formal durchaus in der Volkstheatertradition verhaftet, aber inhaltlich zeitgemäße Probleme aufgreifend, z.B.: Homosexualität (Abraham), Behinderte (Kein Platz für Idioten), Abschiebung alter Menschen (Sibirien), Gefängnis (Besuchszeit), kirchliche Sexualmoral (Die Beichte), Neonazi (Der Patriot). Auch die Stücke von Fitzgerald Kusz (Ruhig, Bua oder Letzter Wille) gehören in diese Kategorie.
- Peter Turrinis Bearbeitungen der Stücke von Goldoni (Campiello) oder Beaumarchais (Die Wirtin, Der tollste Tag). Das sind großartige Komödien,

„Freiwild", Molln.

unterhaltsam und gesellschaftskritisch zugleich.
- Friedrich Dürrenmatt (Besuch der alten Dame) oder Max Frisch (Biedermann und die Brandstifter) als Schweizer Klassiker der Moderne, deren Dramen auch heute noch aktualisierbar sind.
- Eigenproduktionen einzelner Gruppen (gusentheater gallneukirchen: kumpfmüllers kantenstadl oder, gerade aktuell, kraud&ruam theater: s'keazzal).
- Aufarbeitung von lokaler Geschichte (frei-wild-molln: Wilderei, Mord und Auferstehung oder Theaterrunde Gutau: Schwemmzeit – Scheiterschwemmen in der Aist).
- Impro-Theater (auch Theatersport genannt) erfreut sich immer größerer Beliebtheit.
- Eher selten bis gar nicht gespielt: Stücke der neuesten Zeit von jungen AutorInnen (Die Greiner Dilettanten spielten etwa ein Stück der jungen Deutschen Dea Loher, dessen Titel mir nicht mehr gegenwärtig ist). Hier sehe ich noch einen Nachholbedarf. Allerdings muss auch eingeräumt werden, dass nicht jeder dramatische Text der Gegenwart einer Amateurtheatergruppe zumutbar ist. Man denke z. B. an die sperrigen Texte einer Elfriede Jelinek.

Ein Vorstoß in diese Richtung war übrigens der Dramenwettbewerb 2009, der uns letztlich zwei Uraufführungen bescherte, und zwar „mein leben als konsument" von Gabriele Kögl, uraufgeführt im Eisenhand Linz, und „Aga Aga" von Elisabeth Koschat, urauf-

geführt in Grein, beide Male mit den Greiner Dilettanten.

Nicht nur in der Stückauswahl zeigt sich der wachsende Wille zum Neuen. Auch in der Aufführungspraxis zeigen sich Veränderungen. Bisher selbstverständliche Elemente im Amateurtheater werden nun oft beiseite gelassen, neue verwendet:

- Immer öfter wird auf den Vorhang verzichtet.
- Das Bühnenbild wird minimalistisch gestaltet, oft ohne Kulissen, „weniger ist mehr" heißt hier das Motto.
- Statt historisch getreuer Kostüme begnügt man sich mit Stilisierungen, einfachen textilen „Signalen".
- Mehr und mehr agieren die SchauspielerInnen ohne Schminke auf der Bühne.
- Oft wird ohne Souffleur/Souffleuse gespielt.
- Projektionen, Film, der Einsatz von Elektronik spielen eine immer größere Rolle.

Natürlich beschränkt sich der Mut, Neues zu wagen, auf wenige Gruppen. Und manchmal hat man sich im einen oder anderen Ort nach einem „Ausreißer" in die Moderne wieder ganz aufs Bodenständige zurückgezogen. Zu groß ist mitunter die Angst vor dem Publikumsschwund.

Bleibt noch die Frage, wohin sich modernes Amateurtheater entwickeln könnte. Welche Ziele wollen wir vom Landesverband verfolgen? Braucht es vielleicht so etwas wie Qualitätsmanagement? Und wenn ja, was könnten künftige Kriterien sein?

- In einer zunehmend offenen Gesellschaft braucht es noch mehr Bereitschaft zu Offenheit.
- Es braucht mehr Zivilcourage, um auch einmal gegen die Quote zu spielen. Niemand wird deswegen Konkurs anmelden müssen.
- Es braucht mehr Qualität durch bessere Ausbildung. Hier hat der Landesverband in den letzten Jahren schon einiges geleistet und verstärkt neben einzelnen Seminaren und Workshops fundierte Ausbildungen sowohl für SpielleiterInnen/RegisseurInnen als auch für SpielerInnen angeboten.
- Die unter guten Vorzeichen angelaufene Zusammenarbeit mit dem Landestheater wird fortgesetzt und möglicherweise intensiviert werden.

Das *Fazit*, das daraus zu ziehen wäre:

Auch wenn in vielen Theatergruppen der Wunsch, in alteingefahrenen Bahnen zu bleiben, groß und durchaus verständlich ist, kann sich meiner Meinung nach das Amateurtheater veränderten gesellschaftlichen und ästhetischen Bedingungen nicht entziehen. Modern zu sein ohne Modergeruch – darauf sollte das Amateurtheater (und vielleicht Volkskultur insgesamt) Bedacht nehmen.

„Treu dem alten Brauch“

Traditionelle Volkskultur am Beispiel des Verbandes der Heimat- und Trachtenvereine Salzkammergut

Von Elfriede Schweikardt

„Treu dem alten Brauch“, lautet der Schriftzug unter unserem Verbandslogo, und das ist auch der Leitsatz unserer vierzig Verbandsvereine. Als Referentin für Kinder- und Jugendtanz im Verband der Heimat- und Trachtenvereine Salzkammergut möchte ich unsere und meine Sichtweise zur traditionellen und modernen Volkskultur kurz darstellen.

In unseren Vereinen wird Tradition „gelebt“, die Vielfalt regionaler Bräuche vom Volkstanz über das Volkslied und die Volksmusik bis hin zum Paschen oder zum Schuhplatteln authentisch bewahrt, gepflegt und in der ursprünglichen Form an die nächste Generation weitergegeben. Dasselbe gilt für unsere kulinarischen Spezialitäten und alle übrigen Brauchtumsbereiche wie z. B. das Handarbeiten und Handarbeitstechniken. Regionale Trachten und Alttrachten, die Goldhaubengruppen, aber auch die Prangerschützen und Aperschnalzer verschönern und bereichern unsere Feste, ebenso der Glöcklerlauf, das Maschkera Gehen oder die Flinserl … um nur einiges aufzuzählen.

Unsere Gemeinschaft bildet eine Einheit; gemeinsam, nicht nur im Salzkammergut, sondern auch in ganz Österreich und darüber hinaus, leben, gestalten und vermitteln wir so das Miteinander.

Ich stellte mir die Fragen:

Traditionen: Was bewirken sie? Wozu braucht man sie?

Traditionen sind unsere Wurzeln; sie geben Sicherheit, Geborgenheit, Regelmäßigkeit, Orientierung und Erdverbundenheit.

Traditionen geben uns einen Lebensrhythmus und unterbrechen die tägliche Monotonie. Sie sind unsere Lebensart, unsere Ruhe, unser Wesen, unser Ursprüngliches, das uns Freude macht und von dem wir überzeugt sind.

Aufgewachsen bin ich in einer Volkstanzfamilie, in der das Volkstanzen großgeschrieben wurde. Das gebe ich auch meiner Familie weiter. Nun bin ich seit 40 Jahren Volkstänzerin und leite seit 17 Jahren eine Kindertanzgruppe in Vöcklabruck. Selbst meinen Mann habe ich bei einem Volkstanztreffen mit ausländischen Vereinen kennengelernt.

Da mein Verein sehr regen Kontakt nach Schweden, Norwegen, Belgien, Polen, Deutschland, Spanien und Mallorca unterhält, getraue ich mir zu sagen, dass der Volkstanz über Grenzen hinweg verbindet und wir durch ihn zugleich Botschafter der österreichischen Volkskultur sind.

Bei unseren Auslandsbesuchen lernten wir die Länder, Kulturen und auch die Herzlichkeit „fremder“ Volkstanz-

Tanzabend im Schloss Kammer. *Foto: OÖ. Volksliedwerk*

freunde kennen und lieben. Bei den Gegeneinladungen hatten wir unsererseits Gelegenheit, den Gästen die eigene Heimat mit ihren kulturellen, landschaftlichen und sonstigen Besonderheiten zu zeigen. Gerade im Ausland erkennt man die Wertschätzung der eigenen Kultur und ist stolz auf seine Heimat …

Tanz ist gelebte Musik, Ausdruck von Lebensfreude, ein verbindendes Element unserer Kultur, älteste Kundgabeform von Sprache und Seele.

Der Tanz gehört zu den effektivsten Bewegungssportarten, kostet fast nichts und macht besonders gute Laune. Er ist ein „Wellness-Bringer", denn wer tanzt, treibt Sport. Volkstanz ist nicht Schöpfung eines Einzelnen oder von Wenigen, vielmehr gemeinsamer Ausdruck der Wesensart von Menschen und der Landschaften eines Volkes. Er schlingt ein Band um die Menschen der engeren und auch der weiteren Heimat. Volkstanz ist kein Einzelpaartanz. Volkstanz tanzt man im Kreis, und der Tanzkreis steht für Zusammengehörigkeit.

Der Volkstanz fördert die Gemeinschaft durch Einordnen, nicht Unterordnen. Die Eigenkompetenz, das Selbstvertrauen, die Team- und die Anpassungsfähigkeit an das Verhalten anderer werden trainiert, wobei es auf Teamarbeit, Kreativität, Körperkontakt, Haltung, Körperspannung und motorische Fähigkeiten genauso ankommt wie auf Koordination, Geschicklichkeit, Gleichgewicht, Konzentration, Schnelligkeit, Reaktionsvermögen und die visu-

elle Wahrnehmung. Die Sensibilisierung der übrigen Sinne mindert Berührungsängste, die Aktivierung der visuellen Wahrnehmung durch Kreuztupfbewegung, Schwingschritt und Kreuzschläge führt zum Abbau von Blockaden. Alles das ist mittlerweile wissenschaftlich belegt. Hervorragend wirkt sich der Volkstanz auch auf die Integration bzw. die soziale Integrationsbereitschaft aus, da man durch ihn anderen Kulturen spielerisch, unbefangen begegnet.

Wie man sieht, wäre es aus einer Reihe guter Gründe sehr wichtig, wenn unser Volkslied und unsere Volkstänze im Kindergarten und an den Schulen wieder obligater Teil des Unterrichtsplans werden könnten.

Seit 2002 arbeite ich an der österreichweiten Kinder- und Jugendtanzleiterausbildung mit, die in drei Modulen spezifische Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelt. Die in Kooperation mit der Bundesarbeitsgemeinschaft für Volkstanz und der Österreichischen Trachtenjugend angebotene Ausbildung umfasst in

Modul I altersgerechte Tänze und Tanzspiel, in

Modul II weiterführende Tänze, praktischen Tanz, Lesen der Tanzliteratur und Motopädagogik (= ein ganzheitliches pädagogisches Konzept), in

Modul III Tanzgeschichte, Spiele, praktischen Tanz mit einer Kindergruppe und Videoreflexion.

Neu ist nun die Weiterbildung für fertige Modulabsolventen. Wir hoffen, mit diesem Schulungsangebot das Wissen über Kindertanz erweitern und vorhandene Barrieren oder Schwellenängste beseitigen helfen zu können. Bodyperkussion, andere internationale Tanzelemente, Spiele und Ideen zur Auflockerung der Tanzstunden fließen in die Ausbildung ein – jeweils unter bewusster Öffnung für moderne, aktuelle Formen, denn so werden die Stunden interessanter, wird der Zulauf gefördert.

Den Gemeinschaftsgeist zu wecken und die Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen vom PC oder Fernseher wieder wegzulocken, darin erblicken wir einen Schwerpunkt unserer Aufgabe. Und das erst recht in einer Zeit, da es die allgegenwärtige Lobby „unumschränkter individueller Freiheit" schwieriger denn je gemacht hat, Menschen zur freiwilligen und freudigen Bindung an eine gute gemeinsame Sache zu motivieren.

Vor diesem Hintergrund gewinnt der Herzenswunsch, dass traditionelle Volkskultur wieder als ganz alltäglich, normal angesehen wird und nicht als verschroben oder verstaubt, eine gerade auch gesellschaftspolitisch keineswegs zu unterschätzende Bedeutung.

Traditionelle Volkskultur am Beispiel des Freilichtmuseums Geyerhammer

Von Siegfried Pesendorfer

Das Museum Geyerhammer ist ein Handwerks- und Industriemuseum, das die Arbeitswelt der Sensenschmiede und deren Wandel von der handwerklichen Fertigung bis zur Industrialisierung zeigt.

Wie hängt eine solche Einrichtung mit Traditionspflege und Erhaltung von Volkskultur zusammen? Ich möchte versuchen, diesen scheinbaren Gegensatz in meinen Ausführungen auszuräumen.

Die Sensenerzeugung in Scharnstein im Almtal blickt auf eine stolze, 400-jährige Tradition zurück. Ende des 16. Jahrhunderts ließ der evangelische Adelige und Besitzer der Herrschaft Scharnstein, Helmhard Jörger VIII., am Almfluss vier Sensenwerke errichten. Das waren selbständige Handwerksbetriebe, in denen nach Zunfttradition jeweils fünfzehn bis zwanzig Beschäftigte arbeiteten.

Die wirtschaftliche Krise des Kleineisenwarenhandels in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führte gerade in Scharnstein zu einem tiefgreifenden Strukturwandel in der Sensenerzeugung. Während anderswo viele kleine Werke geschlossen werden mussten, erlebte Scharnstein einen Prozess der Konzentration, gefolgt von kräftiger Produktionssteigerung.

Die inzwischen in die Sensenproduktion eingestiegene Firma Simon Redtenbacher schuf bis zum Ersten Weltkrieg in Scharnstein ein Sensenwerk mit 700 Beschäftigten und einer Tagesproduktion von 4 000 Sensen und 5 000 Sicheln und galt somit als der größte Sensen- und Sichelproduzent der Donaumonarchie. Die Auswirkungen auf die gesamte Region waren entsprechend. „Mächtig dröhnt der Hämmer Klang", dieser Titel eines Buches über die Geschichte der Scharnsteiner Sensenerzeugung beschreibt die Wirklichkeit, wie sie die Bevölkerung bis weit ins 20. Jahrhundert hinein erlebte, treffend und genau.

Als im Juni 1987 die Hämmer plötzlich für immer still standen, weil sich die Fa. Redtenbacher aus wirtschaftlichen Gründen entschlossen hatte, die Produktion von Sicheln und Sensen einzustellen, war die Betroffenheit in der Bevölkerung verständlicherweise sehr groß. Die wirtschaftlichen Auswirkungen dieser Maßnahme waren nicht so gravierend, aber der emotionale Schock saß tief. Mit einem Schlag sollte eine Jahrhunderte alte Tradition zu Ende sein.

In diese Situation wurde die Idee geboren, im Geyerhammer, einem ganz ursprünglich erhaltenen Teil des Werkes, ein Sensenmuseum einzurichten.

Der Plan war zunächst keineswegs unumstritten. Es gab heftige Gegenströmungen, vor allem (partei-)politische Widerstände taten sich auf.

Erst als die Verwirklichung von einem privaten Verein (= Kultur- und Heimatverein) in Angriff genommen wurde und öffentliche Förderungen erreicht werden konnten, gelang das Vorhaben. Heute identifiziert sich der Großteil der

örtlichen Bevölkerung mit dieser historisch wichtigen Einrichtung.

Das Museum Geyerhammer ist ausgestattet mit drei funktionstüchtigen, von Wasserrädern betriebenen Breithämmern samt den dazugehörigen Essen und Werkzeugen. Auf die Erhaltung des ursprünglichen Werkstattcharakters wurde bei der Errichtung größter Wert gelegt. Am Almfluss gelegen, befindet sich das Museum inmitten eines beachtlichen vorindustriellen Architekturensembles mit Herrenhäusern, Arbeiterwohnstätten und Betriebsgebäuden.

Die Arbeit eines Schmiedes hatte in der Bevölkerung seit jeher einen hohen Stellenwert, natürlich auch die Arbeit der Sensenschmiede. Trotz der Mechanisierung und des technischen Fortschritts sind in der Sensenproduktion die gediegene Handarbeit, das Geschick und das Können des Schmiedes unverändert von entscheidender Bedeutung. Außerdem hat sich, so wie in anderen Handwerksberufen, auch bei den Sensenschmieden eine bis in unsere Zeit herauf gepflegte Arbeits- und Standeskultur entwickelt. Noch heute, mehr als zwanzig Jahre nach der Produktionsschließung, wird bei der Fronleichnamsprozession die Zunftfahne der Sensenschmiede von den Söhnen oder gar Enkeln ehemaliger Schmiede mitgetragen.

Das Museum Geyerhammer zeigt den Besuchern die wechselvolle Geschichte der regionalen Sensenerzeugung, ihre Auswirkungen auf die gesamte Region und als besonderen Schwerpunkt den Übergang von der handwerklichen zur industriellen Ferti-

Beim Schmiedefeuer …

gung der Sensen und Sicheln. Bei den regelmäßigen Schmiedevorführungen kann der Zuseher die harten Arbeitsbedingungen, aber ebenso das handwerkliche Können der Sensenschmiede hautnah miterleben.

Die Mitglieder des örtlichen Kultur- und Heimatvereines führen und betreuen das im Besitz der Gemeinde Scharnstein stehende Freilichtmuseum Geyerhammer ehrenamtlich und völlig unentgeltlich. Zugleich wird im angebauten, zur Veranstaltungsstätte adaptierten Vielhaberhammer mit Ausstellungen und Kulturprogrammen immer wieder auch die Verbindung zwischen Tradition und Moderne, Museum und Gegenwartskunst lebendig gehalten.

„OÖ. FAMILIENGESCHICHTEN“ – EIN SCHWERPUNKTPROJEKT 2011 DER AKADEMIE DER VOLKSKULTUR. VIER BEITRÄGE IN KURZFASSUNG

Projekt „OÖ. Familiengeschichten“:

Lebensbilder als Brücken zur Gegenwart

Editorial

Was kann Heimatforschung heutzutage erbringen? Noch Mitte der 1990er-Jahre musste man bei einem Blick auf die Leistungen dieser – nennen wir es übertrieben – „Forschungsrichtung“ nüchtern feststellen, dass ihr Beitrag zur Zeitgeschichtsforschung nicht vorhanden war. Jahrzehntelang hätten sich ihre beiden Hauptperspektiven sogar gegenseitig ausgeschlossen; die eine bewahrend, konsensorientiert, affirmativ, die andere progressiv, kritisch, hinterfragend. Eine der Ursachen dafür lag in der Entwicklung der Heimatforschung im 20. Jahrhundert, die hier nicht näher erläutert werden kann.

Mittlerweile ist es jedoch höchste Zeit, nicht das Trennende, sondern die Selbstverständlichkeit des Gemeinsamen zu sehen. Die „Akademie der Volkskultur“ ging heuer sogar einen Schritt weiter und förderte dies in Form eines bislang einmaligen Projektes: Absolventinnen und Absolventen des „Ausbildungslehrgangs Heimatforschung“, einer alljährlich erfolgreich angebotenen Erwachsenenbildungsreihe, wurden zu einem Fortgeschrittenenkurs unter dem Titel „Oberösterreichische Familiengeschichten“ eingeladen.

Ausgangspunkt und Aufgabenstellung: Schreiben Sie einen Artikel über eine Familie Ihrer Wahl, eine Geschichte, die einen Zeitraum von drei Generationen überspannen soll. Es war letztendlich keine Überraschung: Alle wandten sich ihrer eigenen Geschichtssphäre zu, kreisten um eine für sie individuell wichtige, in der Herkunftsfamilie dominierende Persönlichkeit. Der schwierigsten Herausforderung dabei hatten sich die Teilnehmer aktiv selbst zu stellen: Familienmitglieder zu befragen, mit Persönlichem plötzlich „objektiv“ umzugehen; Hinterlassenes in die Hand zu nehmen; es auf seine Aussagekraft zu überprüfen, die Familie Konstituierendes auf dessen Stichhaltigkeit, innere Wahrheit oder Wahrhaftigkeit hin abzuwägen; Worte zu finden für bislang Unausgesprochenes; nach den Wurzeln von Begebenheiten, Zusammenhängen, Wendepunkten

und Verläufen zu suchen, die vielleicht Einfluss auf den eigenen Werdegang nahmen …

Manche brachen das Experiment ab – aus Zeitmangel oder anderen, in der Natur der Sache liegenden Gründen. Einem Quartett von Autoren aber gelang es, alle Hürden zu nehmen und, zwischen Empathie und Distanz, Würdigung und Kritik, Kämpfen und auszustehendem Schmerz, zum Abschluss zu kommen. Mit Recht können sie stolz darauf sein, die Herausforderung bewältigt und auf ihre Weise Zeugnis abgelegt zu haben.

Alle vier (eine Frau, drei Männer) erzählen Geschichten aus dem Mühlviertel bzw. in erster Linie von Menschen, die dort geboren sind. Das ist ein Zufall. Nicht aber gilt dies für den imaginären Kreuzungspunkt, in dem sich die Geschichten kurzfristig treffen: das Jahr 1931. Acht Dezennien trennen uns von den aus jener Zeit beschriebenen Lebensumständen, ihrer Wortlosigkeit, Kargheit, Kälte, der unaufhörlichen Suche nach einem Stückchen Glück. Jede dieser Biographien ist es wert gelesen zu werden; nachfolgend werden sie in redaktionell bearbeiteten Auszügen präsentiert. Die Langfassungen, deren vollständige Wiedergabe den platztechnischen Rahmen der „Oö. Heimatblätter" sprengen würde, finden Interessierte im Internet auf der Plattform „forum oö geschichte" digital gespeichert.[1]

Nicht zuletzt sind diese Geschichten Beweis für das ungeheure Potenzial, das in der Heimatforschung steckt. Mit ihr gelingt spezifische Alltagsdokumentation auch für das 20. Jahrhundert, die rekapitulierende Vergegenwärtigung von Einzelschicksalen im Spiegel vor allem lokaler Ereignisse, Verhältnisse oder volkskultureller Gepflogenheiten, die mannigfach ins Heute herüberreichen. An einer Kultur des Erinnerns bauend, verleiht Heimatforschung, so betrieben, Zeitgeschichte im eigenen Umfeld und damit Aspekten eigener Identität Ausdruck und Sprache. Der französische Geschichtsforscher Lucien Febvre räsonierte einmal: *„Die Aufgabe des Historikers ist es, die Menschen* [in Tatsachen] *wiederzufinden, die sie durchlebt haben."* Als Kursleiter denke ich, diesen hohen Anspruch hier weitgehend erfüllt sehen zu dürfen.

Siegfried Kristöfl

[1] http://www.ooe-geschichte.at/

Karl Starlinger: Schicksalsfaktor „Musik“

Karl Starlinger, 1987, porträtiert vom Maler und Grafiker Josef Keinberger aus Berg bei Rohrbach.

Die intensive Beschäftigung mit der Vita seines Großvaters mütterlicherseits war „Familiengeschichten“-Autor Wolfgang Waidhofer ein spezielles Herzensanliegen. Den im Zweiten Weltkrieg gefallenen Großvater väterlicherseits hatte er nie kennengelernt, und so prägte sich die emotionale Bindung zur mütterlichen Linie doppelt stark aus.

Kindheit und Jugend

Für Karl Starlinger, der am 17. Dezember 1917 in Altenhofen/Gemeinde Sarleinsbach als Sohn des Johann Starlinger (1870–1949) und dessen Gattin Anna, geb. Schinkinger, das Licht der Welt erblickte, sollte die Musik lebenslang ein geradezu schicksalhafter Faktor sein. Die Starlingers, stammend aus Vordernebelberg, gehörten dem Bauernstand an und bewirtschafteten ihr Anwesen bereits seit Generationen; bevor der Vater als Meier und Kutscher in die Dienste des Grafen Spannocchi zu Sprinzenstein trat, war er am familieneigenen Hof als Knecht, seine spätere Frau dort als Magd beschäftigt gewesen. Der 1905 geschlossenen Ehe entsprangen insgesamt acht Kinder, das von den Eltern als Diensthaus bewohnte *Reithäusl* in Sprinzenstein, Altenhofen 4, zählte zu den Besitztümern des Grafen und wurde 1979 durch Kauf Eigentum der Familie Starlinger.

Karl besuchte in Sarleinsbach die Volksschule und musste schon von klein auf bei den Bauern in der Umgebung mithelfen, damit er, umgangssprachlich, „aus der Kost“ war. Vater Johann war ja Grafenkutscher, und so legten die Kinder manchmal auch beim Zaumzeugputzen oder Pferdestriegeln Hand mit an …

Entscheidende Begegnungen

Dreizehnjährig kam Karl erstmals mit der Blasmusik in Berührung; überdurchschnittlich begabt, nahm er ab 1930 Unterricht im Trommelspiel und wurde bald aktives Jung-Mitglied beim Musikverein Sarleinsbach. Wie etliche seiner bäuerlichen Altersgenossen verdingte er

sich nach der Schulzeit als Landarbeiter und wurde Rossknecht im Dienst wahrscheinlich jenes Landwirts, bei dem er bereits als Schulbub auszuhelfen hatte.

Damals, als im Hof und auf den Feldern noch sehr vieles von Hand zu bewältigen war, wurde sonnabends in den Bauernstuben noch fleißig musiziert und getanzt. Hier trafen sich, einmal da und einmal dort, die Dienstboten der umliegenden Gehöfte zur Unterhaltung. Bei einer solchen Gelegenheit lernte Karl beim Reiter vulgo *Scherer* in Kanten seine zukünftige Frau, die Dienstmagd Hilda Riedl kennen. Deren Nähe zu Öpping veranlasste ihn dann zum Wechsel des Musikvereins; er verließ die Musikkapelle Sarleinsbach und blieb von 1937 bis Oktober 1938 Schlagzeuger beim Musikverein Öpping.

Hilda entstammte ihrerseits einer vielköpfigen Familie und wurde im April 1917 als erstes von zehn Kindern des Schleifermeisters Adolf Riedl (1893–1970) und der Anna, geb. Glaser, in Schindlau/Gemeinde Ulrichsberg geboren. Die Riedls, einem fahrenden Gewerbe zugehörig, waren für ihre hervorragende Arbeit weitum bekannt; sie zogen v. a. im nördlichen Grenzbereich des Mühlviertels von Dorf zu Dorf und erledigten außer dem Schleifen von Messern, Scheren und sonstigem Gerät auch die Reparatur von Regenschirmen. Die junge Hilda musste in der Freizeit ebenfalls Aushilfsarbeiten leisten – beim *Springer* in Hehenberg/Gemeinde Berg bei Rohrbach, wo sie unter anderem das Vieh hütete. Und in diesem ländlichen Dienstboten-Umfeld brachte das Geschick Hilda und Karl Jahre später zusammen …

Die ersten Kriegsjahre

Der Geburtsjahrgang 1917 reihte Karl unter die Ersten, die nach der Okkupation Österreichs durch Hitlerdeutschland zu den Waffen gerufen wurden: im Oktober 1938 rückte er zum 81. Pionierbataillon der 45. Wehrmachts-Infanteriedivision in die Pionierkaserne Linz ein. Schon während der Besetzung des Sudetenlands und beim Einmarsch in die Tschechoslowakei wurde Starlinger zwischendurch immer wieder als Schlagzeuger zur Militärmusik abkommandiert, wo man Stücke für Aufmärsche und Paraden probte. Im Anschluss an den Polenfeldzug mit seiner Einheit zur Auffrischung nach Kassel in Hessen befohlen, durchlief er 1940 zusätzlich die Ausbildung zum Hilfskrankenträger.

Nach dem „Blitzsieg" im Westen schwärmte der mittlerweile fix als Trommler engagierte Zweiundzwanzigjährige von der französischen Metropole: … *Paris ist eine wunderschöne Stadt, in der alle Plätze und Straßenzüge hervorragend beschildert und gekennzeichnet sind … Als Schlagzeuger musste ich jeden zweiten Tag zur Wachablöse ausrücken. Dieses Zeremoniell dauerte jeweils 90 Minuten. Dann wurden wir zur Küstensicherung an die Atlantikküste abkommandiert …*

Russland (1941–1944)

Im Frühling 1941, wenige Monate vor dem Überfall auf die Sowjetunion, kam Starlinger zum Musik-Korps der 327. Infanteriedivision, um in den nächsten Jahren das vielgesichtige Grauen dieses Krieges hautnah zu erfahren – bis hin zur letzten, gescheiterten deutschen Großoffensive bei Kursk im Juli 1943,

Hochzeitsfoto von Karl und Hilda Starlinger, Dezember 1943.

den Kämpfen im Raum Kiew-Shitomir und zum folgenden, endlosen Rückzugselend …

Während eines Heimaturlaubs, am 20. Dezember 1943, schloss Karl mit seiner Hilda beim Standesamt in Ulrichsberg den Bund fürs Leben. Im August 1944 wurde dann ihr erstes Kind, Töchterchen Anna, geboren.

Zwischenstationen in der Tschechoslowakei

Nachdem er im Mittelabschnitt der Ostfront wiederholt allen Gefahren knapp entgangen war, wurde Starlinger 1944 durch Granatsplitter am Kopf schwer verwundet und in Polen operiert. Von der Genesungskompanie im tschechischen Brünn ging es zur Marschkompanie-Mendlschule in Brünn, von dort zum Arbeitskommando der 81. Volksgrenadier-Division nach Döllersheim. Zum Unteroffizier befördert, teilte Karl die Soldaten für den Arbeitsdienst ein und hatte tagsüber jeweils nicht mehr viel zu tun …

Die Verlegung der Division nach Aachen, wo Ende 1944 schon die Amerikaner standen, glich nahezu einem Todesurteil, vor dem Karl vermutlich nur durch die guten Kontakte zu seinem Musikmeister bewahrt wurde; dieser arrangierte Starlingers Versetzung zu einer anderen Einheit, der damals gerade in der Tschechoslowakei liegenden 357. Infanteriedivision …

Heimkehr über Krumau

Auf der Flucht vor der Roten Armee am 9. Mai 1945 in Krumau von der US Army gefangengenommen, hatte er nochmals Riesenglück, denn angesichts der geografischen Nähe Schindlaus, des Heimatortes seiner Frau, ließen ihn die Amerikaner unbehelligt per pedes weiterziehen. So fügte es sich, dass Karl, nach kurzem Zwischenaufenthalt im US Kriegsgefangenenlager Schwarzbach, schon Anfang Juli 1945 den Nachhauseweg antreten konnte. Mit fast durchgelaufenen Stiefeln und in zerlumpter Uniform stand er wenig später vor Hilda und der kleinen Tochter Anna …

Ein Beruf fürs Leben

Auf der Suche nach einem guten Arbeitsplatz ist es indirekt wieder das Nahverhältnis zur Musik gewesen, das Starlinger, nach mehreren, unbefriedigenden Übergangslösungen, glückhaft zupass kommen sollte. Seit 1946 Angehöriger des Musikvereins Aigen-Schlägl und 1947 zum zweiten Mal Vater geworden, übersiedelte er 1949 mit der Familie nach Schlägl. Und im Musikverein war es der einflussreiche Kollege und Geschäftsmann Anton Kern sen., der ihm durch Einschaltung des Bürgermeisters den Angestelltenposten eines Forstaufsehers in der Gemeinde vermittelte, samt Diensthaus, der *Stampfmühle* in Aigen i. M., Berghäusl 7, am Fuß des Böhmerwaldes.

Als – zuvor in Orth bei Gmunden profund geschulter – Forstwart u. a. für die Betreuung von 200 Hektar Waldfläche verantwortlich, erntete Karl ob seines Fleißes und beispielhafter Arbeitsmoral immer wieder Lob und Anerkennung der Vorgesetzten. Naturverbunden wie er war, legte er 1957 noch die Jagdprüfung ab und tat sich als passionierter Weidmann auch bei der Jagdhundeausbildung besonders hervor …

Nach jahrzehntelanger, verdienstvoller Mitgliedschaft beim Musikverein Aigen-Schlägl, wo er wichtige Funktionen innehatte, u. a. das Spiel auf der Basstuba erlernte und so manchen Jungmusiker unterrichtete, schied Starlinger 1978 vielbedankt aus dem Klangkörper.

Mit welch vorbildlicher Einstellung und Naturliebe Karl sein Amt als Forstwart ausgeübt hatte, zeigte sich u. a. in seiner oftmaligen Kritik an der modernen, voll mechanisierten Holzernte mittels des „Harvesters“: *Wenn Bäume den großen Erntemaschinen im Weg sind, kommen sie heute einfach weg.* Bei manchen Waldstücken laufe einem der kalte Schauer über den Rücken. Das sei ja vielfach kein Forst mehr, sondern eine Ansammlung vereinzelter Bäume, dazwischen wilde Graslandschaften, wo kein Same mehr zu Boden fallen kann, weil er entweder austrocknet oder verweht wird – hörte man Starlinger häufig klagen.

Musikkapelle Aigen-Schlägl: Karl Starlinger, genannt „Bass Karl“, mit seiner Tuba.

Als er mit sechzig in Pension ging und kein Nachfolger in Sicht war, betreute er das Amt für weitere 10 Jahre idealistisch ausnahmsweise fort. In dieser Zeit konnte denn auch ein Nachfolger gefunden und ausgebildet werden.

Letzter Abschnitt

Seit 1987 verwitwet, erhielt sich Karl Starlinger fast bis zuletzt seine sprichwörtliche Geselligkeit, Gesundheit und Vitalität, ging noch mit siebzig zur Jagd oder zum Skilanglaufen, aber nicht nur auf gespurten Loipen, sondern mit geschultertem Rucksack auch im Wald, um nach den tief verschneiten Futterkrippen zu sehen … Im Alter entdeckte er ein weiteres Hobby, das Verfassen von Mundartgedichten, die er bei diversen Veranstaltungen gerne selbst vortrug.

Karl Starlinger, dessen Herz am 15. Juni 2008 im Landeskrankenhaus Rohrbach zu schlagen aufgehört hatte, war ein typischer Vertreter jener Generation, die Tod und Sterben, Angst, Krieg und den politischen Verrat von Idealen persönlich miterleben musste. Wie zerrissen er und viele seiner Kameraden innerlich gewesen sein mochten, lässt sich nur erahnen …

Auffallend an seiner Biografie ist die Tatsache, dass er wesentliche Weichenstellungen seines Lebens der eigenen Beziehung zur Musik verdankte. Nicht zuletzt war sie es gewesen, die ihm nach 1945 den Weg in eine auch beruflich erfüllende Existenz geebnet hatte.

Bildnachweis: Alle Abbildungen stammen aus der Sammlung Wolfgang Waidhofer

Johanna Schaumberger: Eine Bäuerin in Kerschbaum

„Während meine Eltern die Feld- und Stallarbeit verrichteten, betreute sie uns Kinder. So konnte ich schon als junges Mäderl gespannt den Geschichten Omas lauschen, darunter Erzählungen aus ihrer Jugend und anrührende, von mütterlicher Güte und Selbstlosigkeit zeugende Erlebnisse mit den eigenen Kindern … Zwei Gemeinden des Bezirkes Freistadt hatten im Dasein meiner Großmutter Johanna Schaumberger, geb. Etzlstorfer, eine besondere Rolle. gespielt; sie kam in Windhaag zur Welt und lebte dann bis zu ihrem Tod in der zur Marktgemeinde Rainbach im Mühlkreis gehörenden Ortschaft Kerschbaum. Für mich stellte sich nachträglich u. a. die Frage nach dem Stellenwert der Frau in der damaligen Gesellschaft. Auch von daher wurde mir Johannas Biografie, durchzogen von schweren Prüfungen und Rückschlägen, immer wichtiger, ebenso das Umfeld, das sie geprägt hatte …". So ging Enkelin Rosina Doppler gezielt daran, Reminiszenzen und geschichtliche Begebenheiten zu verknüpfen. Sie wandte sich an die Eltern, Onkel und Tanten, forschte in Archiven nach Eintragungen. Einiges wurde ihr klarer, aber über vieles kann sie nach wie vor nur Vermutungen anstellen.

Die kurze Kindheit

Johannas Geburt am 4. Mai 1900 in Windhaag (Ortsteil Riemetschlag) brachte Mutter Johanna Etzlstorfer, geb. Schimböck, und deren Gatten, dem 32jährigen Steinmetz Johann Etzlstorfer, das sechste Kind ins Haus. Den Unterhalt für die große Familie zu bestreiten, war nicht leicht, und die Geburt von Sohn Michael im Dezember 1902 verschärfte die Situation noch einmal. Sehr früh mussten die Kleinen ihren Teil zur Versorgung beitragen; sie sollten die Volksschule in Windhaag besuchen, konnten dieser Pflicht aber vor allem deshalb nie lückenlos nachkommen …

Jugendzeit am Hof von Verwandten

Nicht selten wurden in jenen Jahren Kinder zur materiellen Entlastung bei Verwandten oder Bauern untergebracht, wo sie gegen Kost und Logis etc. in Haus und Hof, als Viehhirten oder als Mägde arbeiteten. Johann Etzlstorfer hatte eine kinderlose Schwester, Maria Traxler, geb. Etzlstorfer, die mit ihrem Mann Alois Traxler das Anwesen in Kerschbaum Nr. 56 bewohnte und gern bereit war, Johanna bei sich aufzunehmen. Als Anreiz für ihr Kommen hatte das Ehepaar Johanna die Liegenschaft als Erbe in Aussicht gestellt. Ein Kind konnte sich den Hof „verdienen"; so übersiedelte die Zehnjährige nach Kerschbaum, und das markierte für sie den Beginn einer harten Zeit.

Hunger war in der neuen Umgebung ein täglicher Gast. Schwer fiel Johanna nach ihren seltenen Besuchen bei den Eltern in Windhaag der Retourweg nach Kerschbaum. Ständig sah sie zurück, bis das elterliche Haus dem Blick entschwunden war. Nicht nur die Traxlers

Die etwa 14jährige Johanna Schaumberger mit ihren Eltern und Brüdern.

hungerten, auch die Tiere. Dies aber war kein Einzelfall in der Gemeinde Rainbach; 1916 musste die Suppenküche für arme Schulkinder gesperrt werden, hatten weltkriegsbedingte Not und Entbehrung auf die bäuerliche Bevölkerung voll durchgeschlagen. Auf den Feldern arbeiteten nur noch Kinder, Frauen und alte Menschen, viele Lebensmittel waren kaum noch erhältlich. Nach einer außerordentlich schlechten Ernte wurde 1917 die Brotration von 200 auf 165 Gramm pro Kopf und Tag herabgesetzt, zwei oder drei Tage pro Woche waren „fleischlos" oder auch „fettlos". Verstöße wurden mit hohen Geldstrafen geahndet, dennoch war kein Garten, Feld oder Keller vor einer Plünderung sicher.

Ehefrau und Mutter

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Zerfall der Monarchie zur jungen Frau herangewachsen, suchte die von Natur aus sehr gesellige Johanna nun Arbeit und Erwerb auch auf anderen Höfen. Nachdem sie den aus Sandl stammenden Johann Jobst kennen und lieben gelernt hatte, wurde 1925 in der Pfarrkirche von Windhaag geheiratet, und als Tante Maria Traxler im Dezember 1927 starb, ging das Traxler'sche Bauernhaus Kerschbaum Nr. 56 in den Besitz des Paares über. Am 1. Dezember 1928 wurde den beiden Sohn Johann geboren, im Mai 1930 Tochter Johanna Theresia, die einige Monate darauf tra-

Johanna als junge Frau.

Roman Schaumberger (1904–1960).

gisch zu Tode kam. Johann Jobst hatte mit der Erzeugung von bäuerlichen Holzgeräten eine separate, freie Einkommensquelle gefunden. So wurde an manchen Sonntagen der Handkarren mit Holzrechen und Gabeln beladen und schon im Morgengrauen auf den nächsten Markt gefahren …

Als im Dezember 1931 Sohn Ludwig und im Mai 1934 Filius Alois zur Welt gekommen war, lag der Vater gesundheitlich bereits schwer danieder. Zwei Monate später hatte ihn, in wirtschaftlich unsicherer Zeit, die Tuberkulose hinweggerafft.

Witwenzeit und zweite Ehe

Was blieb einer Witwe mit drei kleinen Kindern unter diesen Bedingungen anderes übrig, als wieder zu heiraten? Im Jänner 1936 trat Johanna abermals vor den Traualtar. Ihr zweiter Mann, Roman Schaumberger, erlernte durch die Gattin das Rechenmachen und erhielt noch im selben Jahr den Gewerbeschein zur Erzeugung landwirtschaftlicher Holzgeräte. Im Oktober 1936 stellte sich Söhnchen Roman ein, ein Jahr darauf Tochter Johanna Theresia, im Jänner 1940 Tochter Maria.

Moloch Krieg

Die anfangs frenetische Begeisterung über den „Anschluss" an Deutschland war binnen Kürze auch in Rainbach merklich gedämpft. Rasch hatte die

Bevölkerung mehrheitlich registriert, dass die Zeichen auf Gewalt, Repression und Freiheitsunterdrückung selbst in schlimmster Form stehen. Die neuen, restriktiven Bestimmungen – der Gatte war mittlerweile zum Militärdienst eingezogen worden – trafen Johanna umso härter, als sie regelmäßige Kirchgängerin und die Buben eifrige Ministranten waren …

Mit der Einberufung Johann Jobsts zum Volkssturm gesellte sich bei ihr ab September 1944 zur Sorge um den im Feld stehenden Mann noch diejenige um den Sohn …

Der 6. Mai 1945 aber wurde für Johanna zum entsetzlichsten Tag: Alois Jobst, der elfjährige Bub aus erster Ehe, geriet in Kerschbaum, das noch nicht mit weißen Fahnen beflaggt war, ins Feuer anrückender amerikanischer Truppen und wurde von einem Geschoss tödlich verletzt. Wenn es hier überhaupt einen Trost geben konnte, dann ist Johanns und des Gatten unversehrte Rückkehr aus dem Krieg ein solcher gewesen.

Unter russischer Besatzung

1952, während die Anwesenheit der sowjetischen Besatzungstruppen den Alltag noch ringsum reglementierte, hatte sich Johann Jobst bereiterklärt, den mütterlichen Hof zu übernehmen. Er gab seinen Posten bei der Eisenbahn auf und erlernte die Produktion von Holzgeräten … Mit Johanns Verehelichung wandelte sich das Leben der Mutter grundlegend. Die Arbeits- und Zuständigkeitsberei-

Johanna im Kreis ihrer Enkelkinder.

che wurden neu verteilt. Zunächst war die junge Bäuerin für Haus und Garten verantwortlich, Johanna half eher in der Landwirtschaft. Dann stellte sich heraus, dass für sie Arbeiten in Haus und Garten leichter zu bewältigen waren als auf dem Feld. So verlegte sich Johanna auf die Betreuung der Enkelkinder.

Lebensabend

Durch Kriegserlebnisse sichtbar gezeichnet und verändert, wurde Gatte Roman Anfang 1960 ins Krankenhaus Freistadt eingeliefert. Diagnose: Lungenkrebs. Von Johanna gepflegt, verbrachte Roman die letzten Lebenswochen daheim und verstarb 56jährig im März 1960.

Der Tod des zweiten Ehemannes hatte aber auch Johanna verändert und es ihr u. a. fraglos erleichtert, den Eintritt der beiden Töchter Johanna Theresia und Maria in die klösterliche Abgeschiedenheit des Mutterhauses der Franziskanerinnen in Vöcklabruck innerlich zu akzeptieren …

Nachdem die Geburt zweier Enkelkinder einen neuen Lichtstrahl in das Leben der Witwe gesandt hatte, schickte das Jahr 1963 wieder große Unruhe und Kummer: ihrem in der Linzer Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart mit Epilepsie internierten Sohn Roman ging es zusehends schlechter; seit November 1963 abgängig, wurde er im Februar 1964 bei Ybbs tot aus der Donau geborgen …

Wohl auch unter dem Eindruck dieser bitteren Erfahrungen vertiefte sich Johannas Verhältnis zur Religion und zum katholischen Glauben mehr und mehr; sie unternahm Pilgerreisen nach Lourdes, Fatima, war in Rom und besuchte die an wechselnden Orten als Nonnen tätigen Töchter zwei- bis dreimal im Jahr.

Genau zwei Monate nach dem 74. Geburtstag, am 4. Juli 1974, schlief Johanna Schaumberger im Krankenhaus Freistadt für immer ein. Oft hatte sie vom Tod und von ihrer Vorfreude darauf gesprochen, die Menschen, die vor ihr gegangen waren, in einer besseren Welt „dann wiederzusehen“ …

Mit siebzehn zur SS: Das Lebensdrama des Gottfried Lengauer

Siegmar Lengauer, Amtsdirektor a. D. der Stadtgemeinde Leonding, rekonstruiert die dramatische Geschichte seines Stiefonkels Gottfried Lengauer (* 26. August 1921 in Kefermarkt, † 10. Mai 1945 in Böhmen), der als Spross einer verarmten katholischen Landwirtsfamilie das Studium am Freistädter Kaiser-Franz-Joseph-Gymnasium knapp vor der Matura abgebrochen und sich 1938 mit gefälschten Personaldokumenten den Eintritt in die SS erschwindelt hatte. Gottfrieds Vater Franz Lengauer war nach unverschuldetem Verlust des gesamten eigenen Besitzes 1936 wegen Epilepsie entmündigt und 1940 von den Nationalsozialisten in der Euthanasieanstalt Schloss Hartheim/Alkoven ermordet worden. Als leiblichem Sohn drohte Gottfried nach dem damaligen deutschen „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" die Sterilisierung, auch blieb ihm deshalb die erstrebte Karriere in den Reihen der SS von Anbeginn dauerhaft versperrt. Welch menschenverachtendem Regime er sich in jugendlich unreflektierter Begeisterung verpflichtet hatte, ist dem späteren Frontsoldaten bis zuletzt möglicherweise nie voll bewusst geworden.

Fronteinsatz in Ost und West

„Alle Personalpapiere sind durch Kriegseinwirkung verloren gegangen. Aus dem Briefwechsel mit der Mutter, Akten und Archiven der zuständigen deutschen Bundesdienststellen, sonstigem Schriftgut der Wehrmacht, militärhistorischer Literatur und der mündlichen Überlieferung konnten aber so viele Fakten ermittelt werden, dass sich daraus das Drama dieses kurzen Lebens einigermaßen nachzeichnen ließ. Gottfrieds Einheit wurde nahezu an allen Fronten eingesetzt, mehrmals in Gefechten aufgerieben und in vorderster Linie ‚verheizt'. Viermal schwer verwundet, starb er letzten Endes sinnlos. Persönlich überaus tapfer und an Kriegsverbrechen nach Lage der Quellen selbst nie aktiv beteiligt, dürfte er trotz allem bis zum Schluss ehrlich geglaubt haben, einer gerechten Sache zu dienen", schreibt Siegmar Lengauer, und führt u. a. weiter aus:

Nach schweren Einsätzen an West- und Ostfront, für die man ihm das Silberne Infanteriesturmabzeichen und das Silberne Verwundetenabzeichen verliehen hatte, wurde der Einundzwanzigjährige im Jänner 1943 zum 9. Kriegsreserveführeranwärter-Lehrgang (KRFA) in der SS-Junkerschule Tölz einberufen. Daran schloss sich die Panzergrenadier-Spezialausbildung in Prosetschnitz bei Prag. Ein positiver Abschluss war ihm aus dem eingangs genannten Grund indes von vornherein versagt.

In einem der Briefe an die Mutter schilderte Gottfried seine Situation zwischen Verzweiflung und der Bereitschaft eines irregeleiteten, betrogenen Herzens zu „weiterer, treuer Pflichterfüllung".

Prosetschnitz, 16.5.43

Liebe, gute Mutter!

Ich sitze hier im Hörsaal, mache aber nicht mehr mit, und um wenigstens den Schein zu er-

Gruppenbild aus Kindheitstagen: Gottfried in der ersten Reihe links, sitzend, mit seinen Geschwistern Josef, Amalia und Stefanie .

wecken, schreibe ich Briefe. Natürlich stehst Du da an allererster Stelle. Ich bin zwar seit gestern auf einem moralischen Tiefpunkt angelangt, aber gerade, wenn ich mich mit Dir aussprechen kann, geht das leicht wieder vorüber. Wenn ich Dir schreibe und dabei an Dich, liebe Mutti, denke, so ist es mir, als könnte ich mit Dir sprechen und Dir mein ganzes Herz ausschütten … Nach der langen Ungewißheit wurden gestern schließlich die Karten aufgetischt … Ich kann es ja noch nicht ganz begreifen. Jetzt weiß ich, warum ich durchfallen mußte, trotz guter Leistungen in sämtlichen Fächern … Ich will es Dir jetzt kurz erklären. Aus den Gesprächen konnte ich entnehmen, daß ich von vornherein auf die schwarze Liste gesetzt wurde, ohne daß man wußte, was ich eigentlich leisten kann. Der Grund dafür ist nur darin zu finden, daß Vater an Epilepsie gestorben ist. Einen solchen Sohn kann man nicht als Führer gebrauchen. Aber ich werde mich nicht nur damit abfinden, sondern es wurden mir einmal die vielleicht verblendeten Augen geöffnet. Für alle Zukunft werde ich wissen, wie ich zu handeln habe und welchen Weg ich von nun an beschreiten muß. Er wird sich vielleicht bald zeigen, daß alles zum Guten geht. Denn wenn ich von dieser Schule morgen gehe, dann gehe ich mit der Gewißheit, daß ich alles

Gottfried als SS-Rottenführer (Obergefreiter), 1943. Links Mutter Anna, dahinter Schwester Amalia. Foto: H. Roth

getan habe, was in meinen Kräften stand, und daß ich fleißig war und gelernt habe …

Sei nochmals recht herzlich gegrüßt von Deinem dankbaren Sohn Friedl

Nach absolviertem Lehrgang im Frühjahr 1943 erfolgte die Rückkehr zum Ersatzbataillon der SS-Division *„Das Reich"* nach Stralsund. Erst im November 1943 und damit deutlich verspätet erhielt Gottfried die Rangabzeichen eines Unterscharführers (Unteroffiziers), bald darauf ging es wieder an die bereits vor dem Zusammenbruch stehende Ostfront. Aus dem Feldpostbrief vom 14. April 1944 an die Mutter sprechen dennoch Zuversicht und Optimismus:

… Wenn in einigen Tagen der Dreck aufhört und die Straßen, die grundlos verschlammt sind, trocken werden, dann geht es ja wieder. Haben schon wieder Kameraden getroffen, die wir befragt haben. Diesen Jubel solltet Ihr gesehen haben. Der Russe ist ja auch nicht mehr so stark. Wir werden es bestimmt schaffen. Daran glaube ich mit ganzem Herzen. Es ist nur so bestialisch … In dieser Stadt hier … ist unsere Besatzung aber tapfer und treu geblieben. So werde ich es auch immer halten: Tapfer und treu! …

Im Sommer 1944 wurde Gottfrieds Regiment *(„Der Führer")* mit der gesamten Division an die Westfront geworfen. Dort kämpfte er im Juli 1944 in der Normandie gegen Amerikaner und Briten. Während der erbitterten Schlacht um den Kessel von Falaise erneut verwundet, wurde er nach einem Aufenthalt im Reservelazarett Tübingen, noch nicht richtig genesen, Ende 1944 bis Anfang März 1945 als Ausbildner in Brünn (Tschechoslowakei) eingesetzt. Dadurch blieben ihm der verlustreiche Rückzug aus Nordfrankreich und die Teilnahme an der deutschen Ardennenoffensive ebenso erspart wie der Kampfeinsatz an der schon hoffnungslos zerfallenen Front in Ungarn.

Die Ahnung des Endes

In einem der letzten Briefe an die Mutter, geschrieben in Brünn am 1. Februar 1945, klingt – neben bewegend artikulierter Sohnesliebe – bereits die Ahnung des bevorstehen Endes auf … Zur angekündigten, neuerlichen Verlegung nach dem westlichen Kriegsschauplatz sollte es nicht mehr kommen.

Meine liebe, gute Mutter!

… Ich gehe … wieder an die Front nach dem Westen. Werde auch über Linz kommen, aber ich weiß noch nicht wann … Wenn ich halt nicht mehr wiederkommen sollte, dann dürft Ihr

mich nicht ganz vergessen. Denkt immer, daß ich Euch alle sehr gern gehabt habe und immer gern haben werde. Ich bin froh, weil ich die Gewißheit habe, daß Du, meine liebe Mutter, in Philipp einen Gefährten gefunden hast, der Dir beistehen wird das ganze Leben … Wenn es das Schicksal will, opfere ich gern und freudig mein junges Leben auch am Altar des Vaterlandes, denn mein Herz sagt mir, daß es nicht umsonst sein wird, daß es dazu beiträgt, daß es Euch allen einmal besser gehen wird. Falls mir etwas passieren sollte, dann ist alles, was ich habe, das Geld in Freistadt unter Konto Nr. 5315 für Dich, meine liebe Mutter! Ich habe halt auch keine Gelegenheit gehabt, mehr zu erwerben, weil ich ja immer meine Person zurückgestellt habe und nur bestrebt war, die Pflicht gegenüber dem Vaterland … voll und ganz zu erfüllen. Ich bin aber glücklich, weil alles klar ist zwischen uns, wenn ich wieder nach draußen gehe.

Nochmals viele herzliche Grüße Dein dankbarer Sohn Friedl

Der Kriegssterbefall

Die Todesnachricht des Deutschen Roten Kreuzes

Gottfried Lengauer konnte dem chaotischen, von fürchterlichen Gräueltaten überschatteten Kriegsende auf tschechischem Boden nicht entrinnen. Irgendwo südlich von Prag ereilte den Dreiundzwanzigjährigen in der zweiten Maiwoche 1945 das Soldatenschicksal. Seitdem galt er, wie unzählige seiner Kameraden auch, offiziell als vermisst.

Das Deutsche Rote Kreuz (DRK) teilte Gottfrieds Mutter Anna auf deren Anfrage vom August 1949 u. a. mit: *Wie aus einem Briefumschlag, in dem der Nachlaß verpackt ist, hervorgeht, ist Gottfried Lengauer mit neun anderen deutschen Soldaten am 11. 5. 1945 auf der Strecke Kolin-Chotzen (Böhmen) bestattet worden. Der Briefumschlag ist das einzige Dokument, das über den Tod des Gottfried Lengauer Aufschluß gibt und daher wohl auch als Unterlage für die Beschaffung einer amtlichen Todesurkunde gelten muß.*

Weiters ging aus einer Mitteilung der Heimatgemeinde Kefermarkt an die Mutter hervor, dass dem RK Hessen vom RK in Bad Wildungen der Nachlass des Sohnes, bestehend aus einem Verwundetenabzeichen in Silber, einem Infanteriesturmabzeichen sowie Fotos, übergeben wurde. Auf dem Briefumschlag, der den Nachlass barg, habe man eine kurze Notiz gefunden, wonach Gottfried Lengauer am 10. Mai 1945 infolge eines Halssteckschusses und Bauchdeckensplittern in einem [deutschen] Lazarettzug verstorben ist.

Die letzte Ruhestätte in Cheb (Eger)

Im Rahmen einer Umbettungsmaßnahme wurden Gottfried Lengauers sterbliche Überreste vom ursprünglichen Sammelgrab des Friedhofs Stary Kolin, früher Alt Kolin, nach der in den Jahren 2008–2010 geschaffenen zentralen Kriegsgräberanlage der Stadt Cheb, früher Eger, überführt.

Auf den Pultsteinen stehen die Namen der hier bestatteten Kriegstoten. Ein besonderes Gedenkbuch enthält Gottfrieds Namen und die Lebensdaten …

Wie ein „Häuslmensch“[1] das Glück erjagen wollte

Die Betrachtung des Lebens von Maria Kienmayr aus Kerschbaum/Gemeinde Rainbach i. Mkr., ihrer Tochter Inge und deren Gatten, dem gebürtigen Kanadier William Edgar Martin, wirft Schlaglichter auf das 20. Jahrhundert nicht nur in Oberösterreich. Lebensfacetten des Linzer Sozialdemokraten Hans Leitner, zweiter Ehemann Marias, und ihres Enkels Fredi (= Manfred G. Martin, *1962 in Linz, zugleich Verfasser dieser Familiengeschichte) ergänzen das Kaleidoskop.

Die traurige Großmutter

Der kleine Fredi schnitt sich ins eigene Fleisch. Plärrend stand der Vierjährige in der Mitte der Wohnküche im dritten Stock des braun heruntergeputzten Hitlerbaus am Linzer Minnesängerplatz. Es war November 1966, und in Vietnam, aber nicht nur dort, passierte Schlimmeres. Hier, im brikettbeheizten Zimmer einer Eisenbahnerfamilie, reckte der Kleine seinen roten Daumen weit von sich weg und sah zum ersten Mal das eigene Blut; ein Tropfen davon fiel auf das fleischbraune Linoleum. Eigentlich hatten die Architekten des „Führers“ in der Zweizimmerwohnung einen Parkettboden geplant. Unbekannte hatten das unbeaufsichtigt gelagerte Holz jedoch über Nacht von der Baustelle gestohlen … Die Großmutter Maria wischte den Tropfen auf und versorgte den Daumen des geschockten Buben. „Hea auf zan blean“, sagte sie ruhig, aber bestimmt, und der unverstandene Kleine wandte sich Hilfe suchend an den in der Tür stehenden Großvater, der inzwischen begriff, dass der Lauser mit dem schweren Nassrasierer hantiert hatte.

Der gutmütige Großvater Hans Leitner, ein in den Zwanzigerjahren politisierter Eisenbahner, war stolz darauf, mit dem Bernaschek in einer Zelle gesessen zu sein. Als eingefleischter „Sozi“ war er am 12. Februar 1934 ein paar Stunden bewaffnet auf der Linzer Blumau gestanden und hatte damit Heimwehrprügel und die Existenz riskiert. Mit fünfzehn hatte er an der Südtiroler Gebirgsfront den Vater und mit achtzehn in einem sizilianischen Gefangenenlager nach Mangelernährung und Malaria die Zähne verloren.

An diesem trüben Spätherbstnachmittag des Jahres 1966 aber ging der freiheitsliebende Sechsundsechzigjährige mit dem verstörten Knirps auf dem Arm in der Wohnung hin und her fast wie ein gefangenes Zootier. (Jahrzehnte später erst sollte dem „großen“ Manfred bewusst werden, wie beengend das Eisenbahnerdomizil für die sechsköpfige Familie gewesen war, wie sehr es den Bewegungsdrang der Bewohner einschränkte. Die Älteren unter ihnen waren noch stundenlange Gehzeiten

[1] Die geschlechtsneutrale Bezeichnung „das Mensch“ deutet jene Verdinglichung an, mit der junge Mädchen oder Frauen im ländlichen Raum vielfach zu Objekten reduziert wurden. Die Verbindung mit „Häusl“ legte den materiellen Heiratswert fest, lässt förmlich an ein Preisschild denken …

gewohnt. Entfernungen wurden in der Kindheit der Eltern- und Großelterngeneration noch in Gehstunden, nicht in Kilometern angegeben. Man ging von Steyregg nach Linz, von Linz nach Lichtenberg. Man fuhr nicht, man ging …)

Der Bub wimmerte inzwischen nicht mehr, er schaute verwundert auf den mit Hansaplast verklebten Daumen. Stunden oder vielleicht auch Monate danach nahm die Großmutter Fredi auf den Schoß, nachdem ihr das berechnende Schlankerl die Händchen entgegengestreckt und mit großen Rehaugen „Oma, schmeichin!" gerufen hatte …

Ungefähr so hat der heute 49jährige Manfred Augenblicke seiner Kindheit im Gedächtnis. Mit ähnlichem Staunen wie über den damals blutenden Daumen und die mitunter seltsam traurige Großmutter betrachtete er später immer wieder die wechselvolle Geschichte seiner Vorfahren und Zeitgenossen.

Den mutmaßlichen Grund für Omas Traurigkeit entdeckte er Jahrzehnte darauf im Pfarrarchiv Rainbach, wo sich ihm der verschlungene Lebensweg von Maria Kienmayr *(Keamoa Miazl)*, nachmals Magerl und Leitner, Stück um Stück enthüllte …

Wie der Tod die Verwandtschaft holte

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Mühlviertler Kleinhäuslertochter Anna Lackinger im heute grenznahen Deutsch Hörschlag ihren kranken Mann und gleich hinterher die Mutter verloren. Sie war nun mit Sohn Franzl allein. Als Alleinerzieherin das Leben zu fristen, galt zu jener Zeit als verpönt, so heiratete sie 1899 den im selben Haus wohnenden Anton Kienmayr. Im Sommer erwarteten die beiden das erste Kind, und Kienmayrs Vater entschloss sich nun, sein winziges Häuschen in Kerschbaum Nr. 59 dem jungen Paar zu übergeben. Am 1. April 1900 kam Maria (Miazl) zur Welt, zwei Jahre danach Schwesterl Anna, 1904 Theresa (Reserl).

Als Miazl acht war, kam erstmals der Tod ins Haus. Der Großvater starb an Lungentuberkulose. Dann holte der Sensenmann die vierjährige Reserl; sie hatte an Diphterie gelitten, einer Infektionskrankheit, der man um die Jahrhundertwende noch kaum Herr wurde. Nicht nur Opa und Schwester sah Maria Kienmayr sterben; im Ersten Weltkrieg sollte die Familie auch den Verlust des Vaters zu beklagen haben, der bei Pzremysl auf dem Schlachtfeld geblieben war …

Dessen ungeachtet hatte sich Marias Leben in Kerschbaum vorerst nach Wunsch entfaltet. Mit neunzehn war sie bereits zwei Jahre in der Krumauer Schlossküche im Dienst der Schwarzenberger gestanden und hatte die Welt der Wohlhabenden und Mächtigen gesehen. Wieder zu Hause, lernte sie, selbstbewusster geworden, beim Kirtag den ein Jahr jüngeren, fidelen Schmiedsohn Emmerich Magerl näher kennen. Ihre Dörfer, Kerschbaum und Zulissen, lagen unweit voneinander, aber die beinahe Gleichaltrigen waren in verschiedene Pfarrkirchen gegangen. Sie nach Rainbach, er nach Zulissen. Emmerichs Vater war um 1860 aus Böhmen in das kleine Dorf gekommen, um hier bald die Dorfschmiede zu betreiben. Maria war zwanzig, als sie eineinhalb Jahre nach dem Ersten Weltkrieg ihren geliebten Emmerich heiratete und ab nun mit Magerl unterschrieb. Mit einundzwanzig gebar sie

ihren ersten Sohn, der nach dem Vater getauft wurde.

Sechs Monate später erschütterte ein erster Bruch das junge Glück. Klein-Emmerich starb an der „Fraisen", einem hohen Fieber, das damals auf dem Land nur laienhaft behandelt werden konnte. Das enttäuschte Ehepaar Magerl gab nicht auf, Maria wurde bald wieder schwanger und blieb bei Kerschbaumer Bauern im Dienst. Kurz vor dem 23. Geburtstag, wenige Monate vor der Niederkunft, verlor sie durch einen Sturz von der Heubodenleiter auch dieses Kind. Maria erholte sich langsam von ihrer Verzweiflung, ordnete sich umgehend der Arbeitsroutine unter, rackerte mehr als zuvor …

1922, nachdem auch Marias Schwester Anna, unter unseligsten Begleitumständen, aus dem Leben gerissen worden war, folgte die 82-jährige Oma der jungen Frau ins Grab nach … Maria hatte nun keine Großeltern mehr, keinen Vater, keine Schwestern, aber einen guten Mann und ihre Mutter sowie den Halbbruder Franzl, mit dem sie sich gut verstand.

Das erstrebte Familienglück wollte sich trotzdem nicht einstellen. Mit Emmerich, der bei der Eisenbahn Arbeit gefunden hatte, war etwas. Er hustete, fühlte sich kraftlos, und Maria versuchte alles, was die Hausmedizin und die guten Ratschläge der alten Frauen im Dorf hergaben. Die Symptome waren die gleichen wie beim Großvater: Lungentuberkulose. Als Emmerich einen Arzt in Freistadt konsultierte, war es zu spät; er verstarb am 18. Februar 1925 im Linzer Allgemeinen Krankenhaus.

„Frauensachen"

Die Witwe kämpfte. Einen Dickschädel habe sie gehabt, wurde ihr bis ins hohe Alter oft nachgesagt, und immer zu Späßen aufgelegt sei sie gewesen. Sie hänselte den Stationsvorstand von Summerau, nähte ihm einen Fuchsschwanz an die Uniformjacke, in der er vor jedem vorbeifahrenden Zug strammzustehen hatte …

Die Fünfundzwanzigjährige wollte nicht wie Mutter und Großmutter für den Rest des Lebens Schwarz tragen. Zweieinhalb Jahre nach Emmerichs Tod

Maria Kienmayr mit Tochter Inge in einer Aufnahme aus dem Jahr 1931.

wurde Maria schwanger, Tochter Ingeborg kam am 14. Mai 1928 auf die Welt. Wer der Papa war, verriet Maria niemandem. (Erst 1940, als sie mit der zwölfjährigen Inge in einer ruhigen Stunde vom Fenster ihrer winzigen Linzer Wohnung aus das Treiben auf der Waldeggstraße verfolgte, sollte sie der Tochter die Identität des – verheirateten – Vaters preisgeben.)

Jedenfalls arbeitete die junge Mutter nun am Summerauer Bahnhof als Bundesbahnkassenwärterin, bekochte die uniformierten Eisenbahner und hielt die Station sauber. Noch 1931 ging ihre alte Mama Anna Kienmayr wöchentlich zu Fuß von Kerschbaum nach Summerau, um Tochter und Enkelin zu sehen. „Geh her, Mentschei, griagst an Schoggalad", rief sie der kleinen Inge zu … So sollte sich die Enkelin achtzig Jahre danach an eines der ersten, schönen Erlebnisse ihrer Kindheit erinnern.

William Edgar Martin 1936 in Windsor, Kanada.

Die weltweite Härte der Dreißigerjahre

Die Härte dieser Jahre spürte das Mäderl nicht so, Unangenehmes wurde möglichst von ihr ferngehalten … Die Zeitungen konstatierten zuerst eine global „seltene Häufung von Naturkatastrophen", wobei kaum jemand ahnte, was die Zukunft neben Wirtschaftscrash und Massenarbeitslosigkeit noch bereithalten würde.

Dass es sich tatsächlich um Phänomene weltweiter Dimension handelte, wusste auch der Kanadier Billy (= William) Edgar Martin, der am 14. Februar 1931 in der Kleinstadt Windsor, Ontario, seinen vierzehnten Geburtstag hatte. Für den Enkel britischer Einwanderer, der nach dem Krieg den Weg der jungen Inge Kienmayr kreuzen sollte, gab es an diesem Geburtstag nichts zu feiern; der Vater war wieder einmal mit einem seiner Unternehmen, diesmal einer Baufirma, ganz in nordamerikanischer Tradition gescheitert. Billy begann eine technische Schule, denn Lehrstellen gab es auch in der Gegend von Detroit viel zu wenige. Henry Ford hatte Tausende Arbeitsstellen geschaffen und setzte nun alles daran, die Produktion „schlank und schlanker" zu gestalten. Neben der Schule arbeitete Billy unversichert und ohne jegliche Ansprüche, jeder Hilfsjob war recht, die Bezahlung Vertrauenssache. Es war gut, vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause zu sein, auch wenn Al

Capone im Oktober 1931 für Jahre hinter Gittern verschwand. Die Bandenkämpfe der Mafia, die gewalttätige, unkontrollierte Polizei, hungrige Männer, die sich in der Prohibitionszeit an Hirn zersetzendem Vorlauf berauschten, das alles schuf hier kein Klima, das zu einem Kunststudium anregte. Bill wurde Elektriker.

Während im September 1931 in Detroit die Mafialeichen des Collingwood Massakers langsam auskühlten und Billy Martin seine ersten Tage in der neuen Schule absaß, spürte Anna Kienmayr in Kerschbaum drückende Brustschmerzen. Am 19. Oktober, nach einem verregneten Sommer, in dem „das Haferstroh schwarz und faulig wurde", verschied sie im Alter von 66 Jahren. Tochter Maria hatte jetzt überhaupt keine engeren Verwandten mehr in ihrer Heimat Kerschbaum und Summerau, nur die kleine Inge.

Landflucht

Als „Häuslmensch" mit einem ledigen Kind war man in der einstigen Dorfgesellschaft nahezu das Letzte. So beschloss die resolute Maria Anfang 1933, der Enge des Lebens auf dem Provinzbahnhof zu entfliehen, und zog mit Inge nach Linz in die Waldeggstraße 65. Wenn sie von neuen Nachbarn über ihren Herkunftsort und ihre Zeit dort befragt wurde, erstickte sie weitere Fragen mit der Auskunft über ihre Witwenschaft und den Tod der Verwandten. Das Leben außerhalb der eigenen vier Wände war politisch turbulent und ernst … In der Metropole kochte die Menge, die SA begann zu wüten … Während Dollfuß' Verbotspolitik die Bildungsmöglichkeiten einschränkte, meldete sich die junge Wahl-Linzerin für einen Kurs in der Privatschule Dr. Gatti an und lernte Morsen und Telegraphieren.

Ruhelos plante sie ihre Zukunft weiter, hielt nun in der Stadt den Kopf höher und promenierte in einem von einer Freundin geschneiderten Kostüm manchmal auf hohen Absätzen über die Landstraße. Um die fünfjährige Inge versorgen zu können, vermietete sie eines ihrer beiden Zimmer kurzerhand an eine Bekannte …

1936 lernte Maria den beim Februarputsch 1934 hinter Gitter gekommenen Eisenbahner Hans Leitner näher kennen; 1942 heirateten die beiden, allerdings nicht wirklich aus Liebe, sondern weil man sich gut verstand. Der gesellschaftlichen Erwartung war so auch Genüge getan, aber der Schwung und die Lebenslust früherer Jahre stahlen sich davon …

Im Alter brachen hin und wieder die Bilder und Wirrnisse der Vergangenheit über Maria herein, und sie schluchzte still, oft auch auf der Froschberger Kirchenbank … Enkel Manfred sollte ihre Beweggründe erst 44 Jahre danach verstehen, 33 Jahre nach ihrem Herztod im Jahr 1977. Das Erstaunliche: wie viel bedingungslose Liebe in der alten Frau steckte, in deren Leben so vieles schief gelaufen war, Manches aufgrund ihrer eigenen Entscheidungen. Letzteres war vielleicht schwerer zu ertragen gewesen als die „Schicksalsschläge" …

Der „Ami" – und Heirat übers Meer

William Edgar Martin, der mittlerweile erwachsene Billy aus Windsor in Kanada, liebte Österreich und, nachdem er in den Dreißigerjahren Henry Fords

Kapitalismus kennengelernt hatte, auch das hiesige Sozialnetz. Nach ein paar Jahren in Dienst der kanadischen Kriegsmarine zur US Army eingerückt, wurde er im Anschluss an einen dreijährigen Korea-Einsatz in Österreich stationiert, genauer, in Linz-Hörsching. Dort war die Zeit nach Dienstschluss lang, wenn man nicht mit den Kumpels „einen Drauf" machte oder „Frauleins" bequatschte …

Ingeborg Kienmayr, Marias einzige Tochter, arbeitete damals, im Herbst 1948, bereits drei Jahre beim Linzer Warenhaus „Kraus & Schober". Eines Tages im Spätherbst tauchte ein freundlich plaudernder GI in der Sportabteilung auf und kaufte Kleinkram. Er war sehr charmant, aber auch anständig, und erzählte Inge von einem kanadischen Kameraden, der eben seine Eltern verloren hätte … Das erste Treffen mit Billy fand im Hotel „Lokomotive" beim Bahnhof statt, man war sich sympathisch, traf sich wieder, und nach einem Jahr wurde geheiratet …

Das Paar beschloss, in den USA, und zwar in Detroit im Bundesstaat Michigan, sein Glück zu versuchen. Bill arbeitete bei Chryslers, Inge fand einen Job in der Textilabteilung eines Riesenkaufhauses; im Nu waren Haus und Auto erworben. Der Vorgarten wurde mit Kentucky Blue Grass zugepflastert, die Küche strotzte vor den Segnungen der frühen Haushaltselektronik. Amerika war unkompliziert.

Nach der Geburt des ersten Sohnes, Kurt, holte man „Oma" Maria einmal herüber. Mit dem nächsten Flieger war sie wieder weg …

Ein Jahr darauf erhielt die junge amerikanische Familie einen Brief von Marias Hausarzt aus Linz. Es wäre aus medizinischer Rücksicht auf die Mutter dringend ratsam, dass Inge wieder nach Österreich komme. Im noch blühenden Michigan stand die Tochter nun vor einer schweren Entscheidung. Das Ehepaar hatte soeben ein neues Haus gekauft und wollte nicht gleich wieder alles aufgeben. Die Entscheidung fiel leichter, als Bills Posten in der Autoindustrie zu wackeln begann, zudem lockte ihn die soziale Sicherheit in Österreich.

So wurde 1958 gemeinsam der Sprung zurück nach Linz … und in ein „neues Leben" vollzogen.

Buchbesprechungen

Reissner/Herzeg (Hg): Gesetzbuch Sozialrecht. *6. Auflage, Stand: 1. 3. 2011. Verlag Österreich, Wien 2011. 699 Seiten, broschiert, EUR 22,50.*

Das in ständiger Bewegung befindliche Sozialrecht liegt mit seinen wichtigsten Gesetzen – den „Kern" bildet das umfangreiche Sozialversicherungsrecht – nun mit Stand 1. März 2011 vor. Seither ist beim Pflegegeld eine am 1. Jänner 2012 in Kraft tretende Änderung durch das sog. Pflegegeldreformgesetz 2012 wirksam, das die Landespflegegesetze abgelöst hat, wobei aber rechtskräftige Entscheidungen, die auf Grund landesgesetzlicher Vorschriften ergangen sind, als Entscheidungen nach dem durch BGBl I Nr. 58/2011 novellierten Bundespflegegeldgesetz gelten. Diese Änderung ist bei dem unter „4. BPGG" auf S. 413 ff. abgedruckten Bundespflegegeld in der Fassung vor der Novelle BGBl I Nr. 58/2011 zu berücksichtigen. Das mindert den Wert der jährlich erscheinenden Textausgabe durchaus nicht: Im Sozialstaat ist das Sozialrecht stets in Bewegung! Davon legt auch die Mitte 2011 revidierte Europäische Sozialcharta Zeugnis ab.

Josef Demmelbauer

Österreichischer Amtskalender 2011/2012. *Das Lexikon der Behörden und Institutionen. Verlag Österreich, Wien 2011. 1884 Seiten, gebunden, EUR 173,80.*

Wiederholt wurde anlässlich der jeweils neuen Jahresbände des „Amtskalenders" dessen Rang und Nutzen vorgestellt. So enthält er etwa im Jahrgang 2011/2012 über 33.500 Adressen und 145.000 Personen aus Verwaltung, Justiz, Gemeinden, Sozialeinrichtungen udgl. Wer den Amtskalender benutzt hat, verzichtet nicht mehr auf ihn!

Josef Demmelbauer

E.-W. Böckenförde, Vom Ethos der Juristen, *2., durchgesehene Auflage. Wissenschaftliche Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte, Bd. 60. Duncker & Humblot, Berlin 2011, 51 Seiten, broschiert, EUR 10,00.*

Die im Heft 2010-3/4 vorgestellte kleine Schrift mit großem Gewicht hat so durchschlagendes Interesse gefunden, dass bereits binnen Jahresfrist eine zweite Auflage notwendig wurde. Die Neuauflage beschränkt sich auf kleine Ergänzungen oder Neuformulierungen an wenigen Stellen. Sie dienen, so das Vorwort, dazu, „das Gemeinte deutlicher als bisher zu artikulieren, ohne jedoch den Duktus der Schrift zu verändern". Wer die Erstauflage hat, der braucht die Neuauflage nicht, wer jene aber nicht hat, dem ist die Neuauflage sehr zu empfehlen, warum, ist bereits im zitierten Heft, S. 236, gesagt.

Da dieser Schrift noch weitere Auflagen zuzutrauen sind, sei auf einen Fehler aufmerksam gemacht: Auf Seite 34 heißt der, Parteilichkeit abwehrende, Grundsatz richtig: audiatur et altera pars.

Josef Demmelbauer

Herbst/Kanduth/Schlager, Der Baum im Nachbarrecht. Freude – Ärger – Risiko. *Neuer Wissenschaftlicher Verlag, Wien/Graz 2011. 122 Seiten, broschiert, EUR 19,80.*

Aus einem rechtlichen Ratgeber, der dieses Buch sein will und auch ist, wird man kaum viel Freude gewinnen, wie das der Untertitel neben Ärger und Risiko auch verspricht. Freude hätte der biblische Baum des Lebens wohl immerdar gespendet, wäre nicht der Sündenfall mit der Vertreibung aus dem Paradies gewesen.

In der antiken Stoa, einer Art „Parallelaktion" zum frühen Christentum, rückt der Philosoph Seneca (4 v. Chr.–65 n. Chr.) im 41. seiner Briefe an Lucilius seinen pantheistischen Grundgedanken, dass Gott in uns sei, mit einem herrlichen Wald ins Bild: „Wenn Du auf einen Hain mit uralten und über das gewöhnliche Maß aufragenden Bäumen stößt, der Dir mit seinen dichten, einander überdeckenden Ästen den Blick zum Himmel entzieht, so lässt der gewaltige Wuchs der Bäume, die Einsamkeit des Ortes und das Wunder eines so dichten Schattens unter freiem Himmel den Glauben an Gott in Dir wach werden."

Eichendorff und Stifter geben im 19. Jahrhundert Baum und Wald dichterische Weihe.

Das ist – äußerst verkürzt – die hochgemute Seite von Baum und Wald. Diese haben aber, wie alles von Wert, auch ihre Entsprechung im Recht. Dazu zählt zunächst die im Forstgesetz geregelte Unterscheidung von Baum und Wald. Im vorliegenden Ratgeber geht es vor allem um den Baum im Nachbarrecht, um Risiko und Ärger damit: Welche Rechte und Pflichten hat der Baumbesitzer? Und welche Rechte hat der Nachbar, wenn ihm, wie er glaubt, die Bäume das Tageslicht wegnehmen und

wenn mit dem Nachbarn „einfach nicht zu reden ist"? Eine sorgfältige Durchsicht des „Ratgebers" kann Ärger und unnötige Kosten ersparen!

Josef Demmelbauer

Appel/Hermes/Schönberger (Hg.), Öffentliches Recht im offenen Staat. *Festschrift für Rainer Wahl zum 70. Geburtstag. Schriften zum Öffentlichen Recht, Band 1187. Duncker & Humblot, Berlin 2011, 885 Seiten. Print: EUR 148,00, E-Book: EUR 134,00, Print & E-Book: EUR 178,00.*

In Festschriften, also an verstecktem Ort, finden sich oft Perlen, die „klassisches" Bildungsgut bergen. Das lässt sich auch von der vorliegenden Festschrift sagen. Da haben wir z. B. für geschichtlich Interessierte „Die Republik des Saint-Just" aus der Schreckenszeit der Französischen Revolution. Oder für Politiker jeder Stufe den Beitrag „Mehr Demokratie wagen", für die im Bildungswesen Tätigen „Wissen und Verstehen in der Wissensgesellschaft". Diese Beiträge (von R. Grawert, H. H. von Arnim sowie J. Masing) finden sich neben elf anderen im ersten Block der Festschrift, den „Grundlagen des Öffentlichen Rechts", die – anders als die drei folgenden Blöcke (von S. 283–849) – und so wie der letzte Beitrag von J. Wieland zum Rettungsschirm für den Euro keine juristische Vorbildung, wohl aber Interesse für geistes- und rechtsgeschichtliche Zusammenhänge verlangen und einem solchen Interesse in reichem Maße genügen.

Aktuell ist bei uns derzeit die rechtliche Bewertung von Kinderlärm. So las man z. B. in den OÖN vom 1. Sept. 2011, das Oö. Baurecht sollte ehestens dahingehend abgeändert werden, dass Geräusche von Spielplätzen, Kinderbetreuungs- und ähnlichen Einrichtungen nicht mehr als „schädliche Umwelteinwirkungen" qualifiziert werden können. Zur entsprechenden Rechtslage in Deutschland enthält die Festschrift im Block „Verwaltungsrecht, Umwelt- und Planungsrecht", S. 495–509, eine „Rechtliche Bewertung von Kinderlärm" von Klaus Hansmann, einem Spezialisten des Immissionsschutzrechts. Für die geplante Änderung des Baurechts empfiehlt es sich, dessen Ausführungen zum anlagenbezogenen Immissionsschutzrecht (S. 501 ff.) zu überdenken; so ist z. B. eine quietschende, weil schlecht geölte Schaukel u. ä. anders als der übliche Kinderlärm den Nachbarn auf Dauer nicht zumutbar. Insofern steigt die einem Gelehrten gewidmete Festschrift bis zum Kindergartenbetrieb hinab. Und hört und liest man nicht laufend von der „Ökonomisierung" der Universität"? R. Steinberg schreibt darüber auf S. 609–632.

Die Festschrift für den vielseitigen Freiburger Staatsrechtler, der u. a. im Literaturheft 1999 der Neuen Juristischen Wochenschrift Überlegungen zu einem Roman von Martin Walser („Finks Krieg") veröffentlicht hat, ist aus Überzeugung zu empfehlen.

Josef Demmelbauer

Martin Freksa: Genesis Europa, *rd. 500 Seiten, Verlag Frank & Timme, Berlin 2011.*

M. Freksa bietet in seinem druckfrischen Buch „Genesis Europa" eine Darstellung der Geschichte Europas, wie man sie bisher nicht kannte. Vom Schema „Antike, Mittelalter, Neuzeit" rückt er ab. Für Freksa steht in Teil I nicht die übliche Beschreibung des zeitlichen Ablaufs der Geschichte im Vordergrund, sondern die Frage nach der Herkunft der germanischen, keltischen und slawischen Völker. Dabei wagt der Autor, (der im späten 20. Jh. fachpublizistisch zumindest diskutierenswerte Akzente zur Atlantisforschung gesetzt hat), den schwierigen Versuch, bis in die Zeit vor der Sintflut zurückzugreifen. Auch in Mitteleuropa, zu welchem Oberösterreich gehört, vermutet Freksa bereits vor der eigentlichen Antike frühe „Anfänge der Metallurgie". Dies hat unzweifelhaft zur Steigerung der materiellen Kultur in Europa beigetragen und seit dem frühen Mittelalter längerfristig auch in Mitteleuropa zur allmählichen Entstehung entwickelter Staatsgebilde mit Schriftkultur.

Mutterrechtliche Verhältnisse reichen bis in die Zeit nach der Sintflut. Es sind aber vor allem die germanischen Völker, welche das patriarchalische System nach Europa brachten und die keltischen und slawischen Relikte[1] des Matriarchats spätestens im Hohen Mittelalter ausmerzten. Aus oberösterreichischer Sicht ist das Kapitel „Westliche Slawen" besonders einschlägig. Von all den westslawischen und slawisierten Stämmen, z. B. den Wenden, konnten sich neben den Polen nur Tschechen bzw. Böhmen gegenüber den auch im österreichischen Raum vordringenden Germanen „im Großen und Ganzen behaupten". Niederösterreich und die Steiermark galten im Frühmittelalter für einige Jahrzehnte als „wendische Mark", wozu wohl auch Randgebiete

[1] Vgl. Wilhelm Kaltenstadler: Der böhmische Mädchenkrieg – ein Kampf der Geschlechter im frühen Mittelalter, in: Frauen – die bessere Hälfte der Geschichte, Groß-Gerau 2008, S. 47–71 (nach altböhmischen Chroniken).

von Oberösterreich gehörten … Mit der Einwanderung germanischer Siedler aus dem Westen sowie der Missionierung Böhmens, Niederösterreichs und des österreichischen Alpenraumes durch fränkische, bayerische, salzburgische und oberösterreichische Klöster wurde die ursprünglich in Böhmen und österreichischen Randgebieten wirkende byzantinisch-oströmische Orthodoxie immer mehr durch die weströmische Kirche zurückgedrängt. An die Stelle der griechischen Kultur trat im Gleichschritt damit auch in Böhmen und Oberösterreich die lateinische.[2] Vor allem im benachbarten Niederösterreich findet man bis ins frühe Mittelalter hinein nicht nur die Slawen, sondern auch die (ethnisch schwer einzuordnenden) Awaren als prägende Kraft. Erich Zöllner[3] und Boris Altschüler[4] verweisen in diversen Arbeiten jedenfalls auf die große Nähe der Awaren zu den Bajuwaren, welche ein Tegernseer Mönch des 12. Jahrhunderts sogar aus Armenien abstammen lässt. (Mehrfach nimmt Freksa auf die Awaren und Bajuwaren Bezug.)

Teil II behandelt die „Nachsintflutliche Geschichte Europas bis zum Zweiten Weltkrieg", also die Geschichte, welche aus konventioneller Sicht der eigentliche Gegenstand der europäischen Historiographie ist. Freksa wendet sich in diesem Teil der Griechen und Römern zu, wobei er v. a. zu dem griechischen Historiker Thukydides neue Erkenntnisse liefert. Im 11. Kapitel „Der Einfluss des Römischen Reichs in Europa" geht der Autor ebenfalls über Standardbetrachtungen hinaus. Ich begrüße es, wenn Freksa die Oströmer bzw. Byzantiner als „Romäer" bezeichnet; es ist dies eine Übersetzung der in den Quellen bis in die Neuzeit hinein genannten „Romaioí", was man auch als Römer übersetzen könnte. Insofern erscheint es sinnvoll, die weströmischen lateinischen „Romani" von den oströmisch-byzantinisch-griechischen „Romaioí" auch sprachlich zu unterscheiden. Freksa, (bekannt für seine alternativen Ideen und aufs Erste oft überraschenden Gedankenmodelle), begnügt sich in diesem Kapitel nicht mit der zeitlichen Abfolge der byzantinischen Dynastien, wie man das in Standardwerken so häufig findet, sondern bietet dynastieübergreifend neue Perspektiven zur Byzantinistik, z. B. in den Unterkapiteln „Zur Entwicklung der Beziehungen zwischen Griechen und Slawen" und „Byzantinisch-russische Übertragungen". Im 12. Kapitel „Europäische Schicksalsbeziehungen" wird u. a. der Nachweis versucht, dass die Österreichischen Erblande das „wahre Herz Europas" sind und die EU im Grunde dort weitermachte, wo Österreich-Ungarn 1919 gezwungenermaßen aufhörte …

Sehr positiv ist zu bewerten, dass Freksa den Mut hat, sich in Teil III „Von Europa nach Europa" höchst aktuell dem „Neuen Europa" zuzuwenden. Er verweist auf die diversen Phasen der europäischen Integration und bietet eine erstaunlich neue Zukunftsperspektive für das von der Schuldenkrise gebeutelte Haus Europa. Wegweisend erscheint der relativ knappe Ansatz, die drei großen Völkerkomplexe Europas, nämlich die Kelten, Germanen und Slawen, „aus der Sicht der Genetik" zu betrachten. Ich bin überzeugt, dass die Genetik der Zukunft in der Lage sein wird, vor allem im Bereich der Vor- und Frühgeschichte auch Mitteleuropas zu neuen Erkenntnissen zu führen. Betont sei ausdrücklich, dass die vom Autor anvisierte historische Genetik nichts mit Rassenlehre oder gar Rassismus zu tun hat. Die hier erörterten drei Völkerkomplexe sind keine Rassegemeinschaften, sondern Träger einer bestimmten materiellen und geistigen Kultur.

Freksas neuestes Werk enthält eine fundierte Zusammenfassung, viele Anmerkungen und auch ein umfangreiches Register zu Völker- und Personennamen sowie ein Kartenverzeichnis. In lesbarem Stil verfasst, ist es auch für den Laien gut verständlich. Leider vermisst man Abbildungen.

Wilhelm Kaltenstadler

---

[2] Vgl. Wilhelm Kaltenstadler: Die Modernität der jüdisch-christlichen Idee, Hamburg 2011, Kap. „Die römisch-katholische Kultur und Europa", S. 84–121.

[3] Erich Zöllner: Awarisches Namensgut in Bayern und Österreich, in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. LVIII, 1950.

[4] Boris Altschüler: Die Aschkenasim – außergewöhnliche Geschichte der europäischen Juden, Band 1, Saarbrücken 2006, S. 19 ff.